



DER PREDIGTPREIS

biblisch · dialogisch · ökumenisch

Festschrift 2015

16. Preisverleihung

Buß- und Bettag

18.11.2015

Schloßkirche der
Universität Bonn



DER **PREDIGTPREIS**

biblisch · dialogisch · ökumenisch

Festschrift 2015

16. Preisverleihung

Buß- und Bettag

18.11.2015

Schloßkirche der

Universität Bonn

Impressum

Karsten Matthis, Dipl. Theol., Projektleiter Predigtpreis 2015

VNR Verlag für die Deutsche Wirtschaft AG

Theodor-Heuss-Str. 2-4

53177 Bonn

www.vnr.de

www.predigtpreis.de

Bonn-Bad Godesberg Oktober 2015



Vorwort	S. 4
---------	------

Preisträger Lebenswerk

Reiner Preul	Predigt über Philipper 4, 4-7	S. 5
	Predigt über Römer 8, 14-17	S. 13

Preisträger „Beste Predigt 2015“

Gerlinde Feine	Predigt über Deuteronomium 6, 4-7	S. 20
Martin Hofmann	Predigt über 2. Mose 33, 17b-23	S. 23

Ausgewählte Predigten 2015

Gudrun Emmelius	Predigt über Johannes 6, 1-15	S. 28
Nadja Papageorgiu	Predigt über 2. Mose, 4b-14	S. 35
Ferdinand Kerstiens	Predigt über „Das Vater unser leben“	S. 40
Jörg Prahler	Karfreitagspredigt über Johannes 19, 16-30	S. 49
Mitglieder der Jury des Predigtpreises 2015		S. 55



Liebe Leserin, lieber Leser,

38283 evangelische Gottesdienste sind in Deutschland am Heiligen Abend 2012 gefeiert worden, sagt eine Statistik der EKD. Und über 8 Millionen Menschen hörten, was die Pfarrerinnen und Pfarrer in ihren Weihnachtspredigten sagten. An normalen Sonntagen nehmen über eine Million Menschen an ca. 20 000 Gottesdiensten teil (gezählt. 2014, Hg. EKD).

Die Zahlen sind drei Jahre alt, aber sicher nicht veraltet, ganz abgesehen davon, dass sie sich mindestens verdoppeln, wenn man alle christlichen Gemeinschaften in Deutschland hinzunimmt, natürlich vor allem die katholische Kirche. Und erst recht der Blick in die weite Welt zeigt, wie die christliche Botschaft vielfältig auf Zustimmung stößt, in Asien und Afrika zumal.

Die christliche Predigt ist weiterhin eine – in der deutschen Öffentlichkeit fast verschwiegene – gleichwohl überaus wirksame Kraft, die zur Pflege einer menschenrechtlichen Kultur in Deutschland wesentlich beiträgt. Die christliche Botschaft war zuerst im Vorderen Orient wirksam, in Regionen, aus denen Christen heute weitgehend vertrieben sind. Aber der Kern der Botschaft wird weiter wirken: Gott ist barmherzig, die Kraft des Lebens aber ist die Liebe.

Diese stille und doch weltbewegende Botschaft verlangt im Unterschied zu den Hass- und Hetzreden, die auch in unseren Tagen zu Kampf und Gewalt aufrufen, nach einer einfühlsamen, bewegenden, abwechslungsreichen, kunstvollen Gestaltung. Jede Kunst aber stellt sich der Herausforderung durch den Vergleich und dem Geschmacksurteil der Liebhaber und Sachverständigen.

Die vorliegende Sammlung eindrucksvoller Predigten dient beiden, den Liebhabern gibt sie einen kleinen Einblick in die Fülle der 266 eingereichten Predigten, die vollständig unter www.predigtpreis.de zu finden, aber kaum zu überschauen sind. Den Sachverständigen mag diese Sammlung als Grundlage der Diskussion über Kriterien für eine gute Predigt dienen.

Der Verlag für die Deutsche Wirtschaft und die Jury danken für die erneut zahlreichen Einsendungen und das nicht nachlassende mediale Interesse am Predigtpreis.

Reinhard Schmit-Rost
Jury des ökumenischen Predigtpreises, November 2015

Karsten Matthias



Preisträger Lebenswerk 2015

Dr. Reiner Preul (ev.), Professor für Praktische Theologie (em.)

11.05.2014 in der Universitätskirche in Kiel

Akademischer Sonntagsgottesdienst an Jubilate 2014

Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: Freuet euch! Eure Lindigkeit lasst kund sein allen Menschen! Der Herr ist nahe! Sorgt euch um nichts, sondern in allen Dingen lasst eure Bitten in Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden! Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder!

Ein bekannter Theologe der Gegenwart gibt gern zu, dass seine bibelkundlichen Kenntnisse nicht optimal sind, und er illustriert das durch einen Bericht von seiner Prüfung in Bibelkunde. Jeder Theologiestudent muss ja während seines Studiums so eine Prüfung ablegen. Er wurde also gefragt: „Sagen Sie mal, was steht denn im Philipperbrief?“ Antwort: „Freuet euch!“ – „Ja, und steht vielleicht noch etwas darin?“ – „Doch. Und abermals sage ich, freuet euch!“

Mir scheint nun aber, dass der Kollege mit dieser kessen Antwort den Inhalt des Philipperbriefes doch ganz gut zusammengefasst und den Nerv des Briefes getroffen hat. Denn immer wieder heißt es in diesem Brief: Freut euch! Das ist dem Apostel selber aufgefallen. Ein Kapitel vorher sagt er: Ich schreibe euch ja immer wieder dasselbe: freut euch in dem Herrn! Wir nehmen dieses Hauptthema des Briefes auf, wie es in unserem Text kulminiert, und stellen drei Fragen: Erstens: Was ist das für eine Freude und worauf beruht sie? Zweitens: Wie tritt sie in Erscheinung, wie stellt sie sich dar in ihren Folgen? Schließlich drittens: „Der Herr ist nahe“, gemeint ist: Er kommt bald wieder. Inwiefern sagt uns das etwas Erfreuliches oder Tröstliches, nachdem er ja nun schon zweitausend Jahre lang nicht wiedergekommen ist? Jedenfalls nicht so, wie Paulus es hier erwartet.

Also erster Punkt: Was für eine Freude ist das und worauf beruht sie? „Freut euch in dem Herrn allewege!“ Das ist nach der Grammatik ein Imperativ: Ihr sollt euch freuen. Nun kann man Freude nicht fordern oder verordnen. Jubel kann man verordnen oder inszenieren, wenn z.B. ein Diktator eine Jubeltruppe zu seiner Begrüßung braucht. Man kann auch Frohsinn, etwa den rheinischen, organisieren. Man kann Leute zum Lachen bringen, einigermaßen zielsicher, sofern sie nicht eine innere Sperre dagegen haben.



Aber sich richtig freuen auf Befehl, das geht nicht, wie man ja auch nicht auf Befehl etwas oder jemanden wirklich lieben kann. Wohl kann man anderen eine Freude machen und daraufhin erwarten, dass sie sich freuen. Man kann sie auch auf einen Grund verweisen, weshalb sie Anlass zur Freude hätten. Letzteres ist hier der Fall. Der Imperativ „Freut euch!“ ist also ein verkappter Indikativ und lautet im Klartext: Ich, Paulus, wünsche mir, dass ihr euch freut, denn ihr habt allen Grund dazu.

Freude ist von ihrem Grund abhängig. Und da sie alle möglichen Gründe haben kann, kann man sich auch auf ganz unterschiedliche Weise freuen. Natürlich ist das eine Binsenweisheit. Ich musste euch aber damit behelligen, weil ich auf einen ganz bestimmten und zwar fundamentalen Unterschied hinauswill, ohne den man unseren Text nicht angemessen verstehen kann. Es gibt nämlich grundsätzlich zweierlei Freude. Die unendlich vielen Möglichkeiten sich zu freuen – nämlich je nach ihrem Anlass – zerfallen in zwei Klassen: Es gibt vorübergehende Freude, die auf einem vorübergehenden Anlass beruht, und es gibt dauerhafte Freude, weil sie auf dauerhaftem Anlass beruht.

Die vorübergehende Freude, sie sei klein oder groß, wechselt sich ab mit vorübergehendem Ärger oder Verdruss. Wer z.B. an der Börse spekuliert – ich rede nicht von mir –, freut sich, wenn seine Aktien steigen und ärgert sich, wenn sie fallen. Man freut und ärgert sich oder ist betrübt über dies und das, und das geht immer hin und her bzw. auf und ab; darin besteht unsere innere Lebendigkeit, das bewahrt uns auch vor Apathie und Melancholie, jedenfalls solange diese sich nicht zu einer chronischen Krankheit ausgewachsen hat.

Dauerhafte Freude, die immer groß ist, heißt demgegenüber nicht, dass sie immer da wäre, in jedem Augenblick da wäre, aber sie kann immer wieder aufflammen als dieselbe Freude, weil sie auf dauerhaftem und ganz weitreichendem, ja alles betreffendem Grund beruht und nicht auf einer erfreulichen Einzelheit. Und deshalb wechselt sich diese dauerhafte, große und nachhaltige Freude auch nicht einfach ab mit unerfreulichen Erlebnissen. Sie hat vielmehr, wo und sooft sie aufbricht, die Kraft, sich gegen Widerständiges aller Art durchzusetzen, es sogar zu verwandeln, indem sie die zeitlichen Ärgernisse und Leiden aushaltbar macht, indem sie Glück ermöglicht, auch wenn wir, was einzelne Glückserlebnisse betrifft, zu kurz kommen. Sie vertreibt den tief sitzenden Trübsinn, besiegt die Melancholie, verscheucht die Lustlosigkeit oder Null-Bock-Stimmung – es hat ja alles keinen Sinn. Eben weil sie auf einem dauerhaften und alles betreffenden Anlass zur Freude beruht, sich daraus speist, hat sie lebensbestimmende,



existenzbestimmende Kraft, kann sie dem ganzen Leben und Lebensgefühl eine bestimmte Tönung, eine positive Grundstimmung geben.

Von einer Freude dieser Art spricht unser Text: „Freut euch in dem Herrn allewege!“ „Allewege“ soll heißen: Immer und überall. Mag sein, dass das Böse auch immer und überall ist, wie es in einem Hit aus den achtziger Jahren hieß, wenn ich mich nicht irre, von der „Ersten Allgemeinen Verunsicherung“. „Das Böse ist immer und überall“ war der Refrain. Dagegen wird nun diese Freude gesetzt, die einem Christenmenschen möglich sein soll. Der Grund dafür, von dem alles abhängt, ist der Herr. „Jesus ist kommen, Grund ewiger Freude“, heißt es in dem bekannten Epiphaniastext. Es bedarf eines Grundes, der etwas mit Gott zu tun hat, mit nichts Geringerem als mit Gott und mit seiner Zuwendung zum Menschen, wenn diese ganz große und nachhaltige Freude überhaupt möglich sein soll. Nebenbei bemerkt: Auch in Schillers Ode an die Freude „Freude, schöner Götterfunken“ ist das so. „Brüder, überm Sternenzelt muss ein guter Vater wohnen“ lautet da die Begründung. Mit der bloßen Empfehlung, doch immer „positiv zu denken“, geht es nicht. Auch nicht mit „Don't worry be happy“, ohne jede Begründung. Happy ist man bestenfalls, solange man das singt. Also keine bodenlose Freude oder Ausgelassenheit. Der Boden ist das Gekommensein Christi und sein Heilswerk.

Bemerkenswert ist hier die Formulierung „in dem Herrn“. Das klingt ja zunächst nach Pfaffendeutsch. Kein Mensch würde sich sonst so ausdrücken und etwa sagen: Freut euch in Merkel, freu dich in Albig! Aber das „in“ in unserem Satz ist ganz wörtlich zu verstehen und daher nicht durch „wegen“ oder „über“ zu ersetzen. Durch das Christusgeschehen von Karfreitag und Ostern ist eine neue Wirklichkeit, eine neue Gesamtlage entstanden, die uns von allen Seiten umfängt: Ein neues Verhältnis zwischen Gott und Mensch ist geschaffen, in dem wir mit Gott und damit mit allem versöhnt sind. So heißt es ja auch in unserem Wochenspruch: „Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur.“ An sich stehen alle Menschen in dieser neuen Wirklichkeit, auch wenn sie es nicht wissen. Im Glauben beziehen wir uns bewusst darauf, und das entbindet diese große und dauerhafte Freude.

Zu diesem ersten Punkt noch ein kleiner Nachtrag. Auch von den nicht dauerhaften Freuden ist im Philipperbrief ausführlich die Rede und sie werden keineswegs gering geschätzt. Der Apostel, der ja aus der Gefangenschaft schreibt – wahrscheinlich in Ephesus – freut sich und bedankt sich herzlich bei den Philippnern, weil sie sich um ihn kümmern, Boten zu ihm schicken und ihm auch materielle Unterstützung zukommen



lassen. Vor allem aber ist diese Gemeinde in Philippi, an der er nichts aussetzen hat, selbst eine einzige Freude für den Apostel, der des Lobes voll ist. Zwar beschwert sich der Apostel auch in diesem Brief, schimpft sogar recht kräftig, aber das gilt nicht der Gemeinde, sondern bestimmten Leuten, die sich von außen an die Gemeinde heranpirschen, um sie irre zu machen. Er nennt sie Hunde, wir könnten auch sagen Hundesöhne, aber die Gemeinde ist in Ordnung. Kirche und Gemeinde sind eben manchmal auch Anlass zur Freude und nicht nur zum Meckern und Motzen. Vielleicht ist das öfter der Fall als man meint und wir sollten einen Blick dafür entwickeln.

Zum zweiten Punkt, wie die dauerhafte Freude in Erscheinung tritt und welche Folgen sie hat, können wir uns kürzer fassen. Natürlich könnte man sich viel dazu denken und es ausmalen. Aber der Text macht hier nur wenige Andeutungen, und bei denen wollen wir bleiben. Keineswegs folgt, dass wir nun eine Fete nach der anderen veranstalten müssten. Wir müssen auch nicht die Zahl der österlichen und nachösterlichen Hallelujas vermehren oder unsere Liturgie auf mehr Jubel stimmen. Gern setzt man uns hier auch mit dem bekannten Nietzsche-Spruch zu: „Die Christen müssten erlöster aussehen, wenn ich an ihren Erlöser glauben soll“. Ja, liebe Freunde, was soll man damit anfangen? Seht gefälligst erlöster aus! Unter allen denkbaren Imperativen wäre das so ziemlich der blödeste. Nietzsche hat Besseres gesagt als das. Er hielt ja nicht viel vom Mitleid. Wir Christen lassen uns aber das Leiden in der Welt zu Herzen gehen, und das hinterlässt Spuren, auch in der Physiognomie. Wenn jemand immer nur strahlt und zugleich, wie man das nennt, ein religiöser oder spiritueller Mensch sein will, dann erinnert mich das weniger an Jesus von Nazareth, eher vielleicht an Buddha.

Die Anregungen des Apostels gehen in zwei Richtungen. Sie betreffen unseren Umgang einerseits mit den Menschen: „Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen“. Und sie betreffen andererseits unseren Umgang mit Gott, nämlich im Gebet, auch im gottesdienstlichen Gebet: „in allen Dingen lasst eure Bitten in Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden.“ Und dazwischen steht als Verbindungsstück noch dieses „sorgt euch um nichts“. Beginnen wir damit!

„Sorgt euch um nichts!“ Das kann sicherlich nicht heißen: Kümmert euch um nichts, lasst alles so laufen! Lebt in den Tag hinein und verjubelt, was ihr gerade habt, Jubilate als Verjubeln. Wäre solche Sorglosigkeit gemeint, dann hätte Paulus die Philipper nicht loben können, die sich ja um ihn kümmern, sich Sorge um ihn machen. Dass und wie das Sich-sorgen zum Menschsein gehört, und zwar unaufhebbar, das kann man, wenn



man will, bei Heidegger nachlesen (in den Paragraphen 41 und 42 in „Sein und Zeit“), aber das will ich jetzt nicht referieren. Sorge ist danach jedenfalls ein Existential. Und so spricht auch Paulus mit seinem „Sorget nicht!“ die Philipper auf dieses Existential an, sogar auf ihre Sorge um sich selbst, wenn er ihnen zuruft: „Schaffet, dass ihr selig werdet mit Furcht und Zittern. Denn Gott ist's, der in euch wirkt beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen.“ Mit diesem Nachsatz „denn Gott ist's, der ...“ ist dann auch gesagt, wie man sich nicht sorgen soll – nicht um etwas, nicht um andere und nicht um sich selbst –: Nämlich nicht so, als hätte man jeweils die ganze Last allein zu tragen, als müsste man alles, was Anlass und Gegenstand der Sorge ist, allein bewältigen. Diese Last ist uns abgenommen durch Gott, an den wir uns auch wenden können.

Und deshalb fährt der Apostel an unserer Stelle auch fort: „sondern in allen Dingen lasst eure Bitten in Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden.“ Der Ton liegt auf der Danksagung, denn Gott ist der eigentliche Akteur, der Geber und Vollender aller guten Dinge. Die christliche Freude äußert sich als Dank.

Es ist ja eine große Wohltat, Gott danken zu können. Wer nicht an Gott glaubt, bekommt bestimmte Probleme mit dem Danken. Nicht dass Atheisten überhaupt undankbare Menschen wären.. Aber da sagt etwa ein alt gewordener Prominenter in einer Talkshow: „Ich glaube zwar nicht an Gott, aber ich bin dankbar für mein Leben, wenn ich so zurückblicke.“ Ich nehme ihm das auch ab, aber die Frage ist doch: Wohin nun mit diesem Dank? Dank braucht ja immer einen Adressaten. Dank geschieht in der Grundform „Ich danke dir dafür, dass du...“. Sich hier nur bei seinen leiblichen Erzeugern bedanken zu wollen, wäre ziemlich albern, zumal die ja gar nicht mehr ansprechbar sind. Auch an viele einzelne Personen zu denken, mit denen man gute Erfahrungen gemacht hat, denen man jeweils etwas Bestimmtes verdankt, holt den Satz „Ich bin dankbar für mein Leben“ nicht ein; der ist überschüssig gegenüber noch so vielen Einzelnen, an die man sich dankbar erinnern kann und soll. Für uns Christenmenschen gibt es keinen Dank, an dem nicht auch Gott Anteil hätte, der sogar in einem tieferen Sinne primär ihm gebührt, wobei der Dank gegenüber einzelnen Personen nicht vernachlässigt oder geschmälert wird. Also: Die christlich Freude als Dank an Gott! Das ist hier die Pointe.

Nun das andere Verhältnis, das zu den Menschen. „Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen!“ Man beachte übrigens: Unser Text ist voll von All-Aussagen: „allewege“, „in allen Dingen“, „allen Menschen“, „höher als alle Vernunft“. Das passt ganz zum Thema der dauerhaften Freude, die auf einem dauerhaften und alles betreffenden Grunde be-



ruht. Aber zurück zu unserem Satz von der Lindigkeit. Das Wort ist ja nicht mehr im Gebrauch, auch wenn die Älteren unter uns es noch kennen; auch Albert Schweitzer hat es sehr geliebt, wie ich kürzlich gehört habe. In der neuen Lutherbibel lautet der Satz: „Eure Güte lasst kund sein allen Menschen!“ Das ist zwar nicht ganz falsch übersetzt, aber einseitig, außerdem kein gutes Deutsch: Güte kund sein lassen. Dann hätte man schon schreiben sollen: Seid gut zu allen Menschen. Das wäre zwar noch einseitiger, aber wenigstens korrektes Deutsch. Luther meint mit Lindigkeit mehr: Eine freundliche Zugewandtheit, Nachsicht und Lauterkeit, die aus dem Gutsein des Christenmenschen entspringt, daraus, dass er mit sich und mit Gott im Reinen ist, z.B. weil er Gott danken kann und jene Freude kennt. Und dieses Gutsein und Ganzsein sowie das entsprechende Verhalten soll offen zutage liegen, als konkrete Anschauung des Christlichen für alle Welt. Die christliche Botschaft wird eben nicht nur verbal vermittelt, sondern auch personal durch das Lebenszeugnis von Christenmenschen. Ohne das klare Wort freilich bliebe das Lebenszeugnis undeutlich; und ohne den personalen Kommentar bliebe das Wort abstrakt. Aber das will ich jetzt nicht weiter ausführen.

Letzter Punkt: „Der Herr ist nahe!“ Paulus begründet seinen Aufruf zur Freude im Herrn nicht nur mit dem Gekommensein des Gottessohnes und seinem schon vollbrachten Heilswerk samt dessen erlebbaren Folgen, wodurch wir „in“ Christus sind, sondern auch mit seiner bevorstehenden Wiederkunft. Aber kann man sich darauf freuen?

Ein mit mir befreundeter Theologe, nicht unbekannt, aber ein anderer als der eingangs erwähnte, entwickelte in seiner Kindheit eine entsetzliche Angst vor der Wiederkunft Christi. Das hing mit dem streng pietistischen Milieu zusammen, in dem er aufwuchs. „Von dort (oder wie es früher hieß: Von dannen) wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten.“ Und das könnte ja jeden Augenblick passieren. Um Gottes willen! Ja, lässt sich dagegen nichts unternehmen? Und da ist ihm tatsächlich etwas eingefallen, wie die Wiederkunft Christi zu verhindern wäre. In den Evangelien steht doch, er würde kommen wie ein Dieb in der Nacht, wenn man nicht damit rechnet. Daher wachet und betet, damit ihr nicht böse überrascht werdet! Man müsste also nur ununterbrochen daran denken und dazu beten, dass er sich und uns noch etwas Zeit lassen soll, dann kann er nicht kommen. Also organisierte der fromme Knabe mit einigen Gleichaltrigen und Gleichgesinnten aus dem pietistischen Umfeld einen kleinen Gebetskreis als Wachdienst, wo immer einer den anderen ablösen sollte, damit keine Gedenkpause entstünde. Das hielten die dann auch einige Tage durch, und die Sache funktionierte auch, denn Jesus kam da tatsächlich nicht – nach Abbruch des Experiments allerdings auch nicht.



Uns, die wir nicht mehr in der Naherwartung leben, fällt es schwer, uns hier in den Apostel hineinzudenken bzw. hineinzufühlen. Aber ich gebe Folgendes zu bedenken. Es ist zwar auch nicht ganz einfach, aber ich kann es nicht besser sagen, und ich muss es sagen, wenn ich diesem wichtigen Punkt in unserem Text – Wiederkunft Christi – nicht ausweichen will.

Für Paulus ist die Wiederkunft Christi das definitive und gute Ende aller Dinge. Auch das Sehnen der außermenschlichen Kreatur nach Befreiung vom Leiden kommt zur Erfüllung in der vollkommenen Gottesherrschaft. Siehe Römerbrief. Die Wahrheit über alles, wie es wirklich war und ist, kommt an den Tag. Das ist der Gerichtsgedanke. Die vollendete Gemeinschaft des Schöpfers mit seiner Schöpfung und insbesondere mit dem Menschen als dem bewusstseinsbegabten Teil der Schöpfung ist das Ziel des gesamten Schöpfungsprozesses, das Gott von Anfang an verfolgt. Und dieses Ziel, das für den Menschen, jedenfalls für den durch Christus zum Glauben gebrachten Menschen, die ewige Seligkeit ist, das verwirklicht Gott auf geheime aber unaufhaltsame Weise. Wie diese Seligkeit dann genau aussehen wird, bleibt uns vorerst verborgen. Man könnte nur aufzählen, was uns dann alles nicht mehr beschweren wird, und positiv lässt sich wohl sagen, dass der Schöpfer nicht hinter denjenigen Möglichkeiten von Seligkeit zurückbleiben wird, die er uns jetzt schon gelegentlich, an Höhepunkten des Lebens, wenn wir richtig glücklich sind, gewährt. Mehr müssen wir darüber auch nicht wissen.

Die Rede von der Wiederkunft Christi – das ist hier das Entscheidende – lenkt unseren Blick nicht auf ein Einzelereignis, das irgendwann und irgendwie stattfinden wird, sondern auf den Weltprozess als ganzen, der aus der Macht des Schöpfers existiert und abläuft und – dafür bürgt uns die Offenbarung Gottes in Christus, seine Menschwerdung in Christus – ein gutes und seliges Ende haben wird. Und dieser Blick auf das Ganze, diese unser Alltagsbewusstsein übersteigende Perspektive lässt uns wirklich aufatmen, gibt uns Mut und Hoffnung und Gelassenheit, so dass wir uns auch unserem eigenen Lebensprozess, der auf sein irdisches Ende zuläuft, vertrauensvoll überlassen können. Da kann man auch altern, ohne beständig zu jammern, vielleicht kann man es sogar spannend finden.

Du kommst nicht weiter, wenn du in die Welt und Weltgeschichte mit ihren vielen Einzelheiten schaut und versuchst, das Gute und Böse, das Schöne und Entsetzliche gegeneinander aufzurechnen, in der Hoffnung, dass das Positive bei dieser Bilanz überwiegt. Mit welchem Maß willst du da messen, und in welcher Währung willst du das ver-



Predigt über Philipper 4, 4-7

rechnen? Nein, nur der Blick auf das Ganze, das im Handeln des dreieinigen Gottes, der seine Schöpfung liebt, seinen Ursprung, seinen Zusammenhang und sein Ziel hat, befreit wirklich, beseitigt zwar nicht die vielen Anfechtungen und Mühen und Plagen im Einzelnen, aber macht sie aushaltbar. Es ist diese – erschreckt nicht über den Ausdruck – es ist diese theologische Metaphysik oder Ontologie, die mir in meiner Frömmigkeit am meisten hilft. Und wir müssen als Christen und Theologen den Mut haben, sie zu vertreten, und weiter auszuformulieren, wenn wir nicht intellektuell bodenlos werden und nur mit frommen Sprüchen hantieren wollen. Wo dieser Blick, der durch einen Satz wie „der Herr ist nahe“ ausgelöst wird, uns gefangen nimmt und mitnimmt, da zieht dann auch der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, in unsere Herzen und Sinne ein und bewahrt uns bis ans Ende.

Amen



Dr. Reiner Preul (ev.), Professor für Praktische Theologie (em.)

Das Maß des Menschlichen

Kiel 2001, S. 192–197

Festpredigten aus der Kieler Universitätskirche von Reiner Preul

Gottesdienst in der Universitätskirche

am 11. Februar 2001

Denn welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, dass ihr euch abermals fürchten müsstet; sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch den wir rufen: Abba, lieber Vater! Der Geist selbst gibt Zeugnis unserm Geist, dass wir Gottes Kinder sind. Sind wir aber Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi, wenn wir denn mit ihm leiden, damit wir auch mit zur Herrlichkeit erhoben werden.

Liebe Gemeinde!

Wes Geistes Kinder sind wir? Wir kennen ja alle diese Redewendung: Es habe sich gezeigt, wes Geistes Kinde jemand ist. Oder man frage sich, wes Geistes Kind der und der sei, nachdem er sich so und so benommen hat. Ich finde diese Redewendung bemerkenswert und möchte ihr zunächst einen kleinen Exkurs widmen. Einen Exkurs zum Stichwort „Geist“ allgemein, ehe wir dann im zweiten Teil der Predigt zu dem Geist kommen, den wir als Christen empfangen haben.

Ich bin froh, dass wir besagte Redewendung haben. Denn sie macht darauf aufmerksam und besteht darauf, dass wir nicht nur die Oberfläche sind. Wir sind nicht nur Körper, ein Body, der sich bewegt und handelt in der wahrnehmbaren Welt, der sich kleidet, der wächst und verfällt. Unter dieser sichtbaren Oberfläche gibt es eine unsichtbare Tiefenschicht, ein unsichtbares, aber höchst reales und auch wirksames Zentrum, „Geist“ genannt, Geist; der in uns wohnt und sich äußert in unserer sichtbaren Erscheinung und in allem, was sie tut. Und dieser Geist, der in uns wohnt, der uns beseelt, ist auch nicht identisch mit der allgemeinen vernünftigen Menschennatur, mit dem allen Menschen zuteil gewordenen Denkvermögen, das man ja auch nicht sehen kann – man kann das Gehirn sehen, aber nicht das Denken, auch nicht das Fühlen und Wollen –, sondern es handelt sich um einen so oder so bestimmten konkreten Geist, der von Person zu Person verschieden ist. Was freilich nicht ausschließt, dass mehrere Personen auch denselben konkreten Geist haben können. Sie sind „Geistesverwandte“, sagt man dann.



Diese Sicht der menschlichen Person, die von jener Redewendung aufbewahrt wird und die auch unser Text voraussetzt, steht quer zum Zeitgeist oder jedenfalls einer bestimmten Strömung des Zeitgeistes. Der Mensch sei nur Oberfläche, nur Outfit, unter dem sich nicht befindet, hat ein Prophet der Popkultur verkündet, deshalb: Je mehr ihr merkt, dass ihr innerlich leer und hohl und substanzlos seid, desto mehr kümmert euch um euer Outfit, um eine gefällige Verpackung, um das Layout zum Display, was neuerdings auch in Gestalt einer ansprechenden Homepage geschehen kann. Das Innere des Menschen äußert sich nicht in seinem Äußeren, es ist sein Äußeres. Was ihr Spiritualität nennt, ist ein Oberflächenphänomen. Auf Ästhetik der Oberfläche kommt es an, um die kümmert euch! Und eure Freiheit zeigt sich, besser: sie besteht im Wechsel des Outfits – rasch und leicht.

Das ist nun sicher eine etwa krause Philosophie, aber sie entspricht doch einem wahrnehmbaren Trend. Da fällt einem schon einiges ein. Als moderner Intellektueller lässt man sich von vielem faszinieren, aber man geht nirgends vor Anker, man legt sich nicht fest, am wenigsten in Sachen Religion. Man pflegt ein ästhetisches Verhältnis nicht nur zur Mode, zum Lebensstil und zur Kunst, wo das angebracht ist, sondern ebenso zu den ernsteren Angelegenheiten des Lebens, die man auch mit flotten Sprüchen und small talk überspielen kann. Die Unterhaltungsbranche boomt bei zugleich sinkendem Niveau; die Quatschmacher der Nation finden allabendlich ihr dankbares Millionenpublikum. „Stefan Raab, nun total“ war in der Zeitung zu lesen. Witze dürfen sowieso über alles gemacht werden, nur nicht über Ausländer und ihre Kultur und Religion, umso mehr aber über unsere Religion und Kultur. Tiefere Gefühle, die man verletzen könnte, werden offenbar nicht vorausgesetzt, und beschwert sich doch einmal jemand, dann wird ihm mehr Humor empfohlen. Fitness, Körperkultur, Jugendlichkeit sind hochbesetzte Werte, ebenso Flexibilität und Mobilität. Was gerade „in“ ist, sollte man beachten, muss man zumindest wissen – wobei „in“ nichts mit „innen“ zu tun hat. Also: Man hat gelegentlich schon den Eindruck, dass das Leben der Zeitgenossen immer seichter und oberflächlicher und eindimensionaler wird.

Aber natürlich ist das einseitig gesehen. Denn es gibt immer auch Gegenimpulse gegen all diese Erscheinungen im Einzelnen und gegen die „unerträgliche Leichtigkeit des Seins“ im Ganzen. Kinder stellen nach wie vor ernsthafte Fragen nach Leben und Tod und nach Gott, Schüler ebenso, auch Studenten, solche, die Theologie studieren, sowieso. Und man trifft eben auch immer wieder noch auf Menschen, bei denen man das Gefühl hat, dass in ihnen etwas lebt und brennt, ein Geist, der sie von innen her bestimmt. –



Der Geist des Evangeliums ist ein solcher Geist. Und davon soll nun, wieder näher am Text, die Rede sein.

Der Text macht mehrere Aussagen über den Geist, der uns bestimmt oder, wie Paulus sagt „treibt“. Das erste, was ich hervorheben möchte, ist die Aussage, dass wir diesen Geist empfangen haben. Wo und wann wir ihn empfangen haben – ob schon bei der Taufe oder unter dem Eindruck einer Predigt oder im Religionsunterricht oder durch private Bibellese oder durch eine persönliche Begegnung -, das sagt der Text nicht, und ich will dazu auch nichts sagen; alles ist hier möglich. Entscheidend ist: empfangen. Er ist also nicht immer schon in uns, so dass wir uns nur in uns selbst versenken müssten durch irgendwelche mystisch-meditativen Übungen, um auf ihn zu stoßen. Und er ist auch nicht unser Produkt, er ist nicht das Ergebnis eines intellektuellen Lernprozesses, zu dem wir uns aufraffe könnten. Dass das nicht geht, sagt uns nicht nur unser Text mit dem Wort „empfangen“, es gibt dafür auch ein berühmtes literarisches Beispiel: keinen geringeren als Faust. Er hat alles studiert mit heißem Bemühen, was die damalige Universität bot: Philosophie, Juristerei, Medizin und „leider auch Theologie“, und ist danach so klug als wie zuvor. Nicht in jeder Beziehung, nein, er weiß schon vieles, aber in Bezug auf das, was er eigentlich suchte: die göttliche Wahrheit, die Erkenntnis, „was die Welt im Innersten zusammenhält“. Er spürt in sich nicht jenen Geist, der seine Leere ausfüllt und ihn treibt. Denn dieser Geist kann eben nicht herbeigezwungen werden. Stattdessen erscheint in seiner Studierstube erst einmal ein ganz anderer Geist, Mephisto, „der Geist, der stets verneint“. Das sagt nun nichts gegen Lernen und Studieren und schon gar nichts gegen das Theologiestudium, aber es ist eben immer nur unser eigener Geist, den wir zum Vorschein bringen den wir schulen und in Form bringen, nicht der Geist Gottes: Der wird gegeben und empfangen. Paulus selbst macht diesen feinen Unterschied, wenn er sagt: „Der Geist selber (d. h. der göttliche Geist) gibt Zeugnis unserem Geist, dass wie Gottes Kinder sind.“

„Dass wir Gottes Kinder sind“ – damit sind wir bei der zweiten Aussage des Textes. Er sagt uns, welchen Geist wir empfangen haben: „Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, durch den wir rufen; Abba, lieber Vater!“ Und dann spricht der Apostel noch davon, dass wir Gottes Erben seien, Miterben Christi.

Hier scheint nun auf den ersten Blick alles klar zu sein, so dass die predigt sich nicht mit dem bloßen Zitat begnügen könnte. Aber wenn man genauer hinschaut, dann



entsteht doch etliche logische Verwirrung, kognitive Dissonanz, wie der psychologische Fachausdruck heißt. Da haben wir den Gegensatz oder Unterschied von Vater und Kind bzw. Vater und Kindern, dann aber den merkwürdigen Gegensatz von Kind und Knecht. Ja, läuft das nicht alles auf dasselbe hinaus: beide sind doch abhängig? Man sollte erwarten: Herr und Knecht oder, da Knecht im griechischen identisch ist mit Sklave, Freier und Knecht, ein Gegensatz, den Paulus ja sonst häufig gebraucht. Und dazu kommt dann etwas später auch noch die Rede von Erben, genauer: Miterben, und zwar mit einem, der offenbar der Haupterbe oder schon Vorab-Erbe ist. Die Rede von Erben lässt uns zugleich auch nach einem Erblasser fragen, wie das im Juristendeutsch heißt. Einigermaßen verwirrend! Könnte es sein, dass dem sonst so scharfsinnigen Apostel hier Gedanken durcheinander gegangen sind, so wie es Studenten häufig passiert und konfusen Professoren gelegentlich? Wie ist da Übersicht zu schaffen?

Ich bemühe einmal einen etwas kühnen Vergleich mit einer sozialen Konstellation, in der all diese Positionen und Unterschiede zusammen vorkommen; wo der Vergleich dann nicht mehr funktioniert, werdet ihr selbst merken. Halten wir uns an das Personal einer Rosamunde-Pilcher-Verfilmung und denken wir uns also zunächst einen richtigen englischen Lord, alt, reich und würdevoll. Nennen wir ihn Lord Henry. Er ist Witwer – unser allerhöchster Lord, hat ja auch keine Frau, obwohl Jahwe nach gewissen religionsgeschichtlichen Hypothesen mal eine gehabt haben soll, was uns hier aber nicht zu interessieren hat. Der Lord hat natürlich Bedienstete: Köchin, Zimmermädchen, Stallknechte und selbstverständlich einen Butler, wie es sich gehört. Und er hat Kinder, erwachsene Kinder, seine Erben zu gleichen Teilen. Der älteste Sohn, der demnächst – sagen wir – der neunzehnte Earl of Iks sein wird, führt jetzt schon den Titel „Lord“ wie sein Vater. Damit hätten wir alle Positionen beisammen, und da die Anspielungen deutlich sind, fahre ich fort mit meiner allegorischen Rede.

Die bediensteten haben ihre Vorschriften, an die sie sich zu halten haben, und dadurch ist auch ihr Verhältnis zum alten Lord bestimmt. Mag auch Sympathie zum alten Herrn aufkommen, es bleibt doch immer ein Stück Furcht: Sie könnten in Unnade fallen wegen Unbotmäßigkeit, tatsächlicher oder vermeintlicher; schlimmstenfalls droht Kündigung. Sie reden ihn an mit „Euer Lordschaft“ oder „Sir“ oder, das wäre das Äußerste an Familiarität, mit „Sir Henry“. Scherze dürfen sie sich ihm gegenüber nicht erlauben, das könnte üble Folgen haben. Diesen Bediensteten gleichen wir nicht. Das sind, mit Paulus gesprochen, die, die unter dem Gesetz sind, und da herrscht immer Unsicherheit und Furcht. – Ganz anders das Verhältnis der Kinder zum alten Lord, das



sich eben nicht auf Vertragsbasis und anhand von Vorschriften und nach dem Prinzip von Lohn und Leistung gestaltet, sondern auf Zuneigung, Zuwendung, Zutrauen, gegenseitiger Liebe und allerlei zarten Gefühlen beruht: Sie sagen „Dad“ zu ihm oder auch „Old Henry“ er nimmt es nicht übel. Mögen sie sich auch allerlei Eskapaden leisten – welche, will ich hier nicht ausmalen –, sie müssen doch nicht befürchten, deswegen aus dem Haus gewiesen oder gar enterbt zu werden. Das gibt es wohl in kleinbürgerlichen Familiendramen; in besseren Kreisen ist das kein Stil. Dazu müssten die jungen Herrschaften schon von ihrer Seite aus das Tischtuch zerschneiden, sie müssten selber die Kindschaft kündigen, wenn denn das geht. Kurz: hier ist ein anderer Geist. Man fühlt sich frei, selbstbewusst und mutig. Das also sind wir, und das ist unser christliches Gottesverhältnis.

Ich will das Gleichnis nicht pressen es hat seine Grenzen. Aber zwei Punkte will ich doch noch hervorheben. Erstens: Ich habe Wert darauf gelegt, dass Lord Henry erwachsene Kinder hat. Diese Kinder sind nicht mehr kindlich, geschweige denn kindisch. Und so hat denn auch der Geist, den wir empfangen haben nichts mit Naivität oder Simplizität oder Blauäugigkeit zu tun, auch wenn Kinder ihn schon empfangen können. Man hat dem christlichen Glauben ja öfter vorgeworfen, er infantilisiere die Menschen, halte sie klein und unbedarft. Wenn das so wäre oder so sein müsste, dann ginge das ganze Familienvokabular, mit dem wir unser Gottesverhältnis und unser gegenseitiges Verhältnis zu beschreiben pflegen – Vater und Kinder, Brüder und Schwestern – auf die Nerven. Ich weiß „So ihr nicht werdet wie die Kinder ...“, das ist auch richtig, und darüber müsste ich ein anderes Mal reden. Aber ich habe doch mit Erleichterung festgestellt, das im Urtext gar nicht „kindlicher Geist“ steht, was eben missverständlich ist, sondern „Geist der Kindschaft“, und das hat mit klein- und dumm- und hässlich sein nichts zu tun. Manchmal ist es doch gut, etwas griechisch zu können.

Das Zweite: Wie steht es mit dem Erbe? Da haben wir einerseits eine klare Parallele: Alle Kinder erben gleichermaßen, aber nur einer erbt den Titel. Im Klartext: Nur Jesus Christus ist „our Lord and Saviour“, Herr und Erlöser. Aber hier endet auch schon der Vergleich. Wir erben nicht, nachdem der Vater abtritt und stirbt, sondern weil und so wahr er lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit und der Sohn und der Heilige Geist mit ihm. Und das Erbe, das uns verheißen ist, ist das ewige Leben in der Gemeinschaft mit dem freieinigen Gott. Wir sollen mit Christus „zur Herrlichkeit erhoben werden“, sagt der Text, und dieses Erbe erbt jeder Christ ganz, es ist nicht aufteilbar in Portionen wie ein hinterlassenes Vermögen, wo jeder Erbe nur einen Teil erhält.



Ich möchte zum Schluss noch einmal an den Anfang anknüpfen. Ich sagte, dass der Geist, der in einem Menschen wohnt, sich äußert. Wie äußert sich der Geist, den wir empfangen haben, und woran kann man merken, dass er da ist? Die alte pietistische Antwort lautet: daran, dass ihr mit der Zeit immer frömmere und immer besser werdet, einen Sieg nach dem anderen über die Sünde erringt. Mag sein, dass der Geist sich auch so äußert. Aber was das Merken betrifft: Wisst ihr denn, was für Rückschläge da noch kommen können? Ich gebe eine andere Antwort, mit der ich eine dritte Aussage des Textes hervorhebe:

Paulus sagt, dass der Geist Gottes uns „treibe“. Er ist also eine Kraft. Eine Kraft wird aber erst sichtbar und erfahrbare, wenn sie auf einen Widerstand stößt. Es gibt nun wenigstens drei Widerstände, an denen sich der Geist Gottes als Kraft erweist. Der erste heißt Leiden, der zweite heißt Gefahr, und der dritte – das mag Sie überraschen – heißt Unverschämtheit.

Vom Leiden ist in unserem Text schon die Rede, wenn es heißt, dass wir mit Christus leiden. Im Leiden, welcher Art auch immer, erweist sich die Kraft des Geistes als Geduld, als Hoffnung und als Gebet: Abba, lieber Vater! Oder besser noch das ganze Vaterunser. Ich denke, ich muss das nicht ausführen und Beispiele bringen. Es gibt tausendfach, millionenfach.

In der Gefahr manifestiert sich der Geist, den wir empfangen haben und der in uns wohnt, als Mut und Standfestigkeit. Und dafür haben wir einige eindrucksvolle Beispiele. Bonhoeffers Lebenswerk, wie er in dem neuen Bonhoeffer-Film mit Ulrich Tukur beschrieben wird, bewegt doch viele und beeindruckt auch Schüler. Und warum sollen wir als Protestanten nicht auch an Luther in Worms denken?

Bei der Unverschämtheit treibt der Geist zum energischen Widerspruch. Er äußert sich als Geist des Widerspruchs. Ich darf das an eigener Erfahrung illustrieren: Mich überkommen manchmal Stimmungen melancholischer und tragischer Art, die mich durchaus in Opposition zu Gott bringen. Ach, was soll das alles! Wenn ich dann aber in solcher Stimmung erlebe, wie – etwa in Talkshows – Leute, die sich zur intellektuellen Elite rechnen, auf die unverschämteste Weise über den christlichen Glauben herfallen, den ganzen Pfarrstand verunglimpfen und die üblichen Klischees über die Kirche von sich geben, dann ist das nicht etwa Wasser auf meine trübsinnigen Mühlen, wie man erwarten könnte, sondern dann weiß ich sofort wieder, wo ich hingehöre, dann regt



sich etwas in mir mit Macht und lässt mich manchmal auch aus der Haut fahren: Was für ein saudummes Geschwätz! Ihr blasierten Heinis und Wichtigtuer! Euch geht es ja gar nicht um Wahrheit oder Gerechtigkeit oder Nächstenliebe! Euch geht es nur darum, euer Mütchen zu kühlen! Ihr wollt nur eure angebliche Überlegenheit genießen und zur Schau stellen! Ihr wisst ja gar nicht, wovon ihr redet! Und so weiter. Diese Erfahrung – und vielleicht habt ihr die ja auch schon gemacht – erscheint mir umso eindrucksvoller, als sie mir zeigt, dass der Geist auch gegen meine resignierten Stimmungen und ungläubigen Anwandlungen resistent ist. Er ist stärker als sie und vertreibt sie. Deshalb empfehle ich euch: Widersprecht! Ihr braucht nicht euren Glauben vor euch herzutragen. Ihr sollt euch nicht auf den Markt stellen und drauflosmissionieren. Aber wenn die Situation es erfordert und ihr solche Typen trifft, dann gebt euch zu erkennen und widersprecht! Das muss nicht so grob ausfallen wie eben bei mir. Aber widersprecht! Dann werdet ihr die Kraft des Geistes erfahren und euch gut fühlen.

Vita

Prof. em. Dr. Reiner Preul

geb. 1940 in Gelsenkirchen

Studium der Ev. Theologie in Heidelberg und Göttingen

Vikariat in den Von-Bodelschwinghschen-Anstalten Bethel

1969 Promotion in Göttingen

Wissenschaftlicher Assistent in Tübingen, dort 1986 Habilitation im Fach Praktische Theologie

1975-1986 Professor für Praktische Theologie in Marburg

seit 1986 Professor für Praktische Theologie (Schwerpunkte Religionspädagogik und Kirchentheorie) in Kiel, Universitätsprediger

1993-1996 Vorsitzender der Fachgruppe Praktische Theologie in der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie

Zusammen mit Wilfried Härle Herausgeber des Marburger Jahrbuches Theologie



Predigt über Deuteronomium 6, 4-7

Preisträgerin: Kategorie „Beste Predigt 2015“

Pfarrerin Gerlinde Feine (ev.)

22.06.2014 in Böblingen, Stadtkirche St.Dionysius

Hauptgottesdienst am 1. Sonntag nach Trinitatis

Zettel an der Tür. Gedächtnisstützen: „Schlüssel“ steht drauf und „Anrufbeantworter“. Ein-Wort-Sätze, selten mehr. Vor dem Verlassen des Hauses nochmal an das erinnert werden, was man nicht vergessen darf. „Niki vom Training abholen“ – ausnahmsweise. Das muss man sich aufschreiben, weil es noch nicht zur Gewohnheit wurde. Sie soll ja nicht allein im Dunkeln nach Hause gehen. Viel zu gefährlich. Gut, dass es die gelben Zettel gibt. Sie helfen, verlässlich zu sein. Manche haften schon über Jahre dort, gehören zum Dekor und fallen schon gar nicht mehr auf. Aber sie haben sich eingepreßt, so wie die Vokabeln auf dem Spickzettel und die Telefonnummer am Küchenschrank – Vom Zettel ins Gedächtnis, vom Auge ins Herz.

Schreib dir auf, an die Tür, hinters Ohr, direkt ins Herz...

Schreib dir auf, was du dir einprägen musst. In der Schule gilt das schon lange nicht mehr. Heft vergessen? Macht nichts. Foto machen mit dem Smartphone. Ausdrucken. Lesen. Und dann doch nicht mehr wissen, was da stand. Also doch: Schreiben... ein Spickzettel oder ein Gruß über drei Bänke hinweg. Schreiben hilft. „Schreiben Sie mir doch Ihren Namen hinters Ohr“, sagte der charmante Musiker, der trotz vieler gemeinsamer Auftritte schon wieder vergessen hatte, wie ich heiße. Ich lasse mich amüsiert auf das Spiel ein – und staune beim nächsten Treffen, weil es funktioniert. War es die Berührung, das Eingravieren der Buchstaben mit dem Fingernagel, sanft, aber nachdrücklich?!

Schreib dir auf die Stirn – merk es dir – lass es dir in Fleisch und Blut übergehen.

Zettel – überall. An der Tür. Auf dem Tischchen im Flur. Im Portemonnaie. Jean Paul verfügt über einen immensen Zettelkasten, um nichts zu vergessen, was sich noch in Literatur verwandeln könnte. Immanuel Kant kämpft als alter Mann mit solchen Zetteln um seinen schwindenden Verstand: „Lampe muss vergessen werden“, notiert er nach einem Streit mit seinem Diener und Vertrauten. Doch vergaß er das Vergessen – Gott sei Dank, denn Lampe verzieh den Streit, blieb vertraut und pflegte ihn bis zum Tod. Es geht so leicht, das Vergessen, trotz der Zettel an der Tür. Die Schlüssel, die Geheimnummern, die Namen des Partners und der Kinder...

Schreib dir auf. Hab es vor Augen. Schließ es in dein Herz... Das eine Wort, den einen Namen: EINER.



Er flieht aus Witebsk. Im Hintergrund sieht man die Häuser brennen, die Türen, an denen die Merkzettel hingen, sind längst Asche und Rauch. Nur das Nötigste hat er gerettet, dieser Mann mit dem Gebetsschal um den Kopf und der Torarolle im Arm. Die Tefillim, die Gebetsriemen, hat er sich um Kopf und Unterarm gewickelt, so wie es Vorschrift ist; die kleinen Kästchen mit dem sorgsam gewickelten Pergament auf der Stirn, in Augen- und Herzhöhe. Der dritte Zettel, der in der Mesusa an der Tür – verbrannt. Immer, wenn er über die Schwelle seines Hause trat, waren die Finger zwischen den Lippen und dem kleinen Kästchen hin und hergegangen. Ein Kuss – ganz automatisch im Lauf der Jahre, und doch: Vergessen hat er ihn nie, und immer wusste er, woran ihn das erinnern sollte.

Schreib es über die Schwelle deines Hauses und auf deine Stirn und in dein Herz... Höre, Israel, Jahwe ist der Herr, dein Gott, der Herr ist Einer. Der Einzige. Ihm allein gehörst du. Er allein regiert. Keine anderen Götter neben ihm. Das Schema Jisrael, das Glaubensbekenntnis Israels. Aufgeschrieben, gelernt, verinnerlicht. „Der Rabbi mit der Torarolle“, den Marc Chagall 1941 malt, kennt es in- und auswendig. Oft hat er es bedacht, stets hat er danach gelebt, und deshalb muss er fliehen, wegen der Treue zu dem einen Gott, deshalb brennt sein Haus, verschwinden seine Erinnerungen – und die Erinnerung an ihn wohl auch. Aber dieses Wort nimmt er mit: Höre, Israel, Jahwe ist der Herr dein Gott, der Herr ist Einer. In der Schule haben wir dieses Bild kennengelernt. Haben gehört, wie Chagall die russischen Pogrome Anfang des 20. Jahrhunderts künstlerisch zu einem Gleichnis verarbeitet für die Judenverfolgung im Dritten Reich. Millionen verlieren da ihre Häuser, auch die, an deren Türen längst keine Mesusa mehr hing. Millionen verlieren ihr Leben. Aber man erzählt sich, dass die, die den Aufstand im Warschauer Ghetto anführten (und das waren nicht die Allerfrömmsten, hört man), dass die im Moment der Hinrichtung das „Schema“ riefen – und beim Wort „echad“ sterben wollten.

„Echad“ – Einer. Der Herr ist Einer. Der Einzige. Dem gehörst du. Schreib dirs auf, vergiss es nicht. Hab es vor Augen, hab es im Herz.

Der Eine, der an dich denkt. Der Eine, der dich nicht vergessen hat, der dich nicht allein lässt in der Kälte und in der Dunkelheit, der dir entgegenkommt und dich nach Hause bringt. „Höre, Israel, Jahwe ist der Herr, dein Gott, er allein, er, der Einzige.“ Als Jesus gefragt wird, welches das höchste der Gebote sei, da nennt er als erstes das Glaubensbekenntnis seines Volkes. Er hat es stets vor Augen und in seinem Herzen, in allem, was er tut. Er ist nicht käuflich, und in seinem Herzen ist kein Raum für fremde Mächte. Er kennt alle Gebote, aber er weiß: Nur eines kann es mit dem Gebot des Herzens aufnehmen:



Predigt über Deuteronomium 6, 4-7

„Du aber, liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Und so kümmert er sich nicht um Vorschriften, sondern heilt und tröstet und zieht Menschen aus der Dunkelheit – auch die Fremden, auch am Sabbat, und ohne nach den Kosten zu fragen. Und schließlich zahlt er selbst dafür mit seinem Leben. Doch der Eine Gott ist auch da, wo kein Mensch mehr hinkommt, dort, wo der Tod droht und das ewige Vergessen.

Schau hin und schreib dir das hinter die Ohren, schreib dirs an deine Tür und in dein Herz. Gott ist der Eine, der uns nicht vergisst. Schau hin und lies und handle. Wenn nötig, schreib selbst.

Schreib, wie sie geschrieben haben in Barmen 1934: „Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem allein wir im Leben und Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.“ Er allein. Niemand sonst. Der zeigt dir den Weg, dem folge nach. Der zeigt dir, wer Gott ist: der Eine, der sein Volk nicht vergisst, der jede und jeden einzelnen sieht, der uns freundlich entgegenkommt und die Tür öffnet – für die, die aus brennenden Häusern fliehen und für die, die nachts in der Kälte warten. Für die, die ihn lange vergaßen und für die, die selbst das Vergessen vergessen haben. Gott ist da, der eine. Unsere Namen hat er sich eingeschrieben. Zwischen den Augen, hinter den Ohren, in sein Herz. Sie stehen an der Tür seines Hauses, weil wir dort Wohnrecht haben. Wer das weiß, muss sonst gar nicht viel begreifen, der weiß auch so, was zu tun ist. Der weiß, was aus ihm wird, in dieser und in der kommenden Welt.
Amen.

Vita Pfarrerin Gerlinde Feine

Geboren 1967 in Arzberg/ Oberfranken

1985 – 1991 Studium der Evangelischen Theologie in Erlangen und Tübingen

1991 Theologische Aufnahmeprüfung in Ansbach

1991-1996 Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Neues Testament
bei Prof. Dr. Peter Stuhlmacher in Tübingen

1996-1999 Gastvikariat in der Albert-Schweitzer-Kirche in Tübingen

1999-2001 Pfarrdienste in Holzgerlingen und Böblingen

2001-2009 Pfarrerin in Ofterdingen

2009-2013 Referentin für Theologische Qualifizierungsprogramme
am Theologischen Zentrum in Stuttgart

Seit 2013 Geschäftsführende Pfarrerin an der Stadtkirche St. Dionysius, Pfarramt Süd,
Böblingen



Preisträger: Kategorie „Beste Predigt 2015“

Pastor Martin Hofmann (ev.-luth.)

18.01.2015 in der Christuskirche in Othmarschen

Sonntagsgottesdienst

Liebe Gemeinde,
ziehen Sie sich die Schuhe aus. Kommt immer gut.

Das hat uns Frau Shabnam Jalali am Montag im Gemeindehaus gesagt. „Ziehen Sie sich die Schuhe aus. Kommt immer gut, wenn Sie in die Wohnung von Menschen aus der arabisch-islamischen Welt kommen.“

Frau Shabnam Jalali, mit einem Bein Iranerin, mit dem anderen Rheinländerin, ist Beraterin für interkulturelle Kompetenz und beriet uns am Montag in Sachen Flüchtlingsarbeit.

„Ziehen Sie sich die Schuhe aus als Zeichen der Höflichkeit und des Respekt, wenn Sie die Wohnung betreten.“

Nun kann man natürlich sagen: Nein, mach ich nicht. Es ist mein „gutes Recht“, in Deutschland Schuhe zu tragen, und zwar überall – außer im Schwimmbad. Schließlich sind wir hier nicht in Istanbul. Das stimmt natürlich alles. Kann man so sehen. Muss man aber nicht. Wer mal eine Moschee besucht hat, kennt die langen Reihen ausgezogener Schuhe. Und wer mal in die Bibel guckt, stolpert vielleicht über einen Gott, der Mose bittet, seine Schuhe auszuziehen. *Tritt nicht herzu, zieh deine Schuhe von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land!* (2. Mose 3,5)

Liebe Gemeinde, kennen wir so etwas überhaupt noch? Heiliges Land? Oder latschen wir mittlerweile überall drüber in unserer tabulosen Gesellschaft, weil es ja unser „gutes Recht“ ist, mehr noch: Unsere Freiheit hängt daran, dass wir überall hingehen, dass wir alles machen können, ganz egal, ob anderen etwas heilig ist, ob es sie vielleicht verletzt, ob es ohne Not unser Zusammenleben erschwert. Wir haben immer die Freiheit zur Rücksichtslosigkeit. Das ist unser „gutes Recht“.

Unser heutiger Predigttext erzählt von Mose, der Gott sehen möchte. Doch Gott entzieht sich: Mein Angesicht kannst du nicht sehen; Mose, denn kein Mensch wird leben, der mich sieht. Gott schützt Mose vor seinem eigenen Angesicht, hält die Hand über ihn, und lässt nur zu, dass er ihm von hinten nachschaut. Heiliger Gott, der um des



Predigt über 2. Mose 33, 17b-23

Menschen wollen Grenzen setzen, der sich nicht sehen lässt, der sogar auf dem Berg Sinai gebietet: Du sollst dir von mir kein Bildnis machen.

Liebe Gemeinde, wir kommen heute nicht um das Thema Charlie Hebdo herum. Am 7. Januar stürmten 2 Männer mit Sturmgewehren in die Redaktion des Satireblattes und riefen „Gott ist am größten“ und „Wir haben den Propheten gerächt.“ Sie erschossen 12 Menschen. Ein barbarischer Akt, durch nichts zu rechtfertigen, grausam, dumm und hinterhältig. Wenige Stunden später: Breite Solidarität im Netz: „Je suis Charlie.“ – „Ich bin Charlie.“ Das heißt: Ich solidarisiere mich mit dem Magazin, ich traure um die Opfer, ich betrachte diese Morde als Angriff auf meine eigene Freiheit. Ein Marsch der Millionen setzt sich in Gang, angeführt von sehr unterschiedlichen Spitzenpolitikern: Ich bin Charlie. Ich bin gegen Terroristen. Ich bin dafür, dass jeder Mensch das Recht hat, seine Meinung zu sagen, ohne dafür um sein Leben zu fürchten.

Das ist alles gut und richtig. Aber ist das das letzte, was man als Christ in dieser Sache sagen sollte? Und: Würden wir in einem ähnlichen Fall auch sagen: Ich bin „BILD“, ich bin „Titanic“, ich bin „Junge Freiheit“?

Was ist uns noch heilig?

Wer „Charlie Hebdo“ bei der Bildersuche im Internet eingibt, stößt auf eine Unmenge an Karikaturen. Viele sexistisch, blasphemisch, irgendwo zwischen Pennäler- und Alt-Herren-Witz-Niveau. Es muss erlaubt sein, das zu kritisieren. Viele Karikaturen richten sich gegen den Islam, einige auch gegen andere, zum Beispiel wird die Heilige Trinität im homosexuellen Geschlechtsakt gezeichnet. Finden Sie das lustig? Ich zumindest nicht. Es verletzt mich. Es verletzt mich, wenn die Zeitung Titanic den Gekreuzigten als Klo-rollenhalter abbildet oder wenn ein Jugendlicher einen meiner Söhne „aus Spaß“ fragt, wann denn sein Pastorenvater sein letztes Kind geschändet hätte. Und ich halte mich für recht humorigen Menschen, der normalerweise nicht sehr politisch korrekt daherredet. Aber es gibt Grenzen bei mir. Ich bin verletzt und muss es notgedrungen aushalten, weil ein Sturmgewehr keine Alternative für mich ist. Aber gut finden muss ich es noch lange nicht, muss es auch nicht als größte Errungenschaft der Abendlandes feiern, dass man auf Teufel komm raus zeichnen kann, was man will und es darum auch muss.

Gestern meldeten die Zeitungskioske einen Run auf die neuste Ausgabe von Charlie Hebdo – auch in Deutschland. Ein Magazin, das normalerweise in einer Auflage von



60.000 erscheint, kommt jetzt mindestens 5.000.000 Mal unters Volk. „Nun erst recht!“ ist die Denke dahinter. Wenn Menschen Redakteure ermorden, dann schlagen wir zurück und verteidigen unsere Freiheit mit Stift und Pinsel. Dann erhöhen wir die Auflage und geben somit zugleich patriotischen Europäern Bildmaterial an die Hand, mit dem sie dann gegen die Islamisierung des Abendlandes protestieren können. Das ist ja auch deren „gutes Recht“. Dass wir damit nicht allein die Terroristen treffen, sondern Millionen von friedlichen Gläubigen verletzen, ist nebensächlich. Das muss eine Religion aushalten können. Denn wie schon Tucholsky sagte: „Satire darf alles.“ Stimmt. Aber muss sie?

Alles ist erlaubt, aber nicht alles dient zum Guten, heißt es in der Bibel. (1. Kor 6,12) Unser Predigttext sagt, dass es Grenzen gibt, Grenzen, die der Mensch aus eigenem Interesse heraus nicht überschreiten sollte. Mose soll Gott nicht ins Angesicht schauen. Er würde es nicht überleben. Und im Neuen Testament heißt es: *Gott lässt sich nicht spotten. Denn was der Mensch sät, das wird er ernten.* (Gal 6,7) Sehr schnell kann man diesen Satz als Begründung für den Mord am Spötter missbrauchen, nach dem Motto: Charlie Hebdo hat's doch verdient: Gott lässt sich eben nicht spotten.

Nichts liegt dem christlichen Glauben ferner. Denn unser Gott LIESS sich spotten, ließ sich Purpurmantel und Dornenkrone aufsetzen und sich lächerlich machen. Kein Blitz fuhr vom Himmel, im Gegenteil, der Gott, der aufs Kreuz gelegt wurde, vergab denen, die nicht wussten, was sie taten. Er hielt das aus. So, wie wir eben auch aushalten müssen, wenn das, was uns heilig ist, aus Spaß niedergemacht wird.

Trotzdem, liebe Gemeinde: Ich möchte nicht in einer Gesellschaft leben, der nichts mehr heilig ist, die nicht nur alles macht, was sie kann, sondern, die auch jeden niedermacht, den sie will. Nein, ich rufe nicht nach Inquisition, nicht nach Zensur, sondern ich rufe nach einem Gewissen in den Fernseh- und Zeitungsredaktionen. Alles ist erlaubt, aber nicht alles dient zum Guten. Der ehemalige Bundespräsident Wulff schrieb letztes Jahr im Spiegel (30/2014): „Was ich beklage, ist die Verrohung des Diskurses, diese ganze Häme, mit Diffamierung und Denunziationen. ... Andere fertigmachen und sich daran erfreuen – diese Häme bringt uns um. Sie zerstört die Motivation für gesellschaftliches Engagement und nagt an unserem Gemeinwohl.“

Einerlei, was man über die „causa Wulff“ denken mag: Zumindest dort hat er Recht: Wenn der Mensch sich über jede Grenze hinwegsetzt, wird Leben unmöglich. Die Häme bringt uns um.



Predigt über 2. Mose 33, 17b-23

Ich denke an Polizisten und Lehrer, die zunehmende Respektlosigkeit und gar Gewalt gegen sich beklagen. Die Häme bringt uns um. Ich denke an Politiker und Politikerinnen, die mit Amtsantritt zum gefunden Fressen für Kabarettisten werden, die nicht allein die Politik attackieren, sondern zugleich die Person.

Schauen Sie sich mal die Wahlplakate an: Ganz oft Politiker und Politikerinnen tadel- und kantenlos, wunderschön ausgeleuchtet, manchmal fast bis zur Unkenntlichkeit zurechtgeschminkt oder gephotoshopt. Bloß keine Blöße geben! Die Häme bringt uns um.

Ich denke an all die unheimlich lustigen Sendungen, in denen es nur darum geht, Menschen vorzuführen als „Schlüpfer-Schnüffler und Kotzfrucht-Schlürfer“ (ntv). Ich bin ein Fernsehzuschauer. Holt mich da raus.

Welch Druck lastet auf einer Gesellschaft, die so frei ist, dass sie sofort alles und jeden in den Dreck ziehen kann?! Ist das die Freiheit, für die Millionen auf die Straße gegangen sind?

Dass die eigene Freiheit dort endet, wo die Freiheit des anderen beginnt, ist ein Satz, der Wissen umeinander voraussetzt. Ich muss wissen, was der andere zur Ausübung seiner Freiheit benötigt. Dazu muss ich mit ihm eine Gesprächsebene haben. Die eigene Freiheit endet dort, wo die des anderen beginnt. Zumindest wissen wir durch diesen Satz um die Grenzen unserer eigenen Freiheit – aber nicht um ihren Inhalt.

Christliche Freiheit ist nicht allein „Freiheit von etwas“, sondern zugleich auch „Freiheit zu etwas“. Die Freiheit eines Christenmenschen heißt nicht, alles tun zu dürfen, was man will. Die Freiheit eines Christenmenschen heißt, alles tun zu dürfen, was Gott will.

Die Tafeln der 10 Gebote sind keine Verbotsschilder, die die Freiheit des Menschen beschneiden. Sondern sie sind Weisungen, die die Freiheit des Menschen schützen wollen. Sie beginnen mit „Ich bin der Herr, dein Gott“ und sie buchstabieren durch: Ehrfurcht vor Gott ist nicht ohne die Ehrfurcht vor menschlichem Leben, vor der Freiheit und Würde eines jeden einzelnen zu haben. Und sie sagen auch: Ein Leben in Freiheit und Würde ist ohne Ehrfurcht vor Gott nicht möglich. Freiheit ist nicht möglich, wenn der Mensch nichts Unantastbares und Bedingungsloses mehr hat, auf das er sich beziehen kann, nichts Heiliges, das ihn mit seinem Nächsten verbindet. Gott ist heilig und das Leben eines jeden Menschen auch, sei er Franzose, Deutscher oder Syrer, sei er Muslim, Jude oder Christ.



Vor knapp 2000 Jahren begann in der Nachfolge Jesu eine Bewegung, die sich zunächst „der neue Weg“ nannte, so wie Christus immer seinen eigenen, neuen Weg gegangen ist, um das Böse gewaltlos zu überwinden. Welchen Weg sollten wir Christenmenschen einschlagen, wenn Männer angeblich im Namen Gottes 12 Menschen erschießen?

Davon, dass wir die Auflage von Charlie Hebdo hochschrauben, wird die Welt weder freier noch friedlicher. Sie wird freier und friedlicher, wenn wir auf Menschen wie Frau Shabnam Jalali hören, wenn wir die Schuhe ausziehen und vielleicht auch mal auf unser „gutes Recht“ verzichten. Wenn wir denen helfen, die kommen, weil sie Hilfe benötigen. Die Welt wird freier und friedlicher, wenn wir nicht per Gesetz, sondern aus freien Stücken zulassen, dass es in dieser Welt heilige Räume, Texte und Lieder gibt, an denen unsere Freiheit ihre Grenze findet.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit um Gottes Willen auf dieser Welt! Die Feder ist mächtiger als das Schwert, sagen die Engländer. Es ist nicht ganz unerheblich, was man mit dieser Feder schreibt.

Amen.

Vita Pastor Martin Hofmann

geboren 1968 in Hamburg-Wandsbek

Zivildienst und Theologiestudium in Hamburg 1989–1995

Vikariat in der Luthergemeinde in Bahrenfeld

1999-2002 Seelsorger für behinderte Jugendliche am Theodor-Schäfer-Berufsbildungswerk und in der Christuskirche in Husum

Pastor in der Vikariatsgemeinde Bahrenfeld

seit 2007 Pastor an der Christuskirche Hamburg-Othmarschen

Mitglied des Johanniterordens

Andachten im Radio auf 90,3



Predigt über Johannes 6, 1 – 15
Prädikantin Gudrun Emmelius (ev.-luth.)
19.07.2015 in Hagen

*Jesus fuhr weg über das Galiläische Meer,
das auch See von Tiberias heißt.
Und es zog ihm viel Volk nach,
weil sie die Zeichen sahen,
die er an den Kranken tat.*

*Jesus aber ging auf einen Berg
und setzte sich dort mit seinen Jüngern.
Es war aber kurz vor dem Passa, dem Fest der Juden.*

*Da hob Jesus seine Augen auf und sieht,
dass viel Volk zu ihm kommt, und spricht zu Philippus:
„Wo kaufen wir Brot, damit diese zu essen haben?“*

*Das sagte er aber, um ihn zu prüfen;
denn er wusste wohl, was er tun wollte.
Philippus antwortete ihm:
„Für zweihundert Silbergroschen Brot ist nicht genug für sie,
dass jeder ein wenig bekomme.“*

*Spricht zu ihm einer seiner Jünger, Andreas, der Bruder des Simon Petrus:
„Es ist ein Kind hier, das hat fünf Gerstenbrote und zwei Fische;
aber was ist das für so viele?“*

*Jesus aber sprach: „Lasst die Leute sich lagern.“
Es war aber viel Gras an dem Ort.
Da lagerten sich etwa fünftausend Männer.
Jesus aber nahm die Brote, dankte und gab sie denen, die sich gelagert hatten;
desgleichen auch von den Fischen, soviel sie wollten.
Als sie aber satt waren, sprach er zu seinen Jüngern:*



*„Sammelt die übrigen Brocken, damit nichts umkommt.“
Da sammelten sie und füllten von den fünf Gerstenbroten zwölf Körbe
mit Brocken, die denen übrigblieben,
die gespeist worden waren.*

*Als nun die Menschen das Zeichen sahen,
das Jesus tat, sprachen sie: „Das ist wahrlich der Prophet,
der in die Welt kommen soll.“
Als Jesus nun merkte, dass sie kommen würden und ihn ergreifen,
um ihn zum König zu machen,
entwich er wieder auf den Berg, er selbst allein.*

Liebe Brüder, liebe Schwestern,

diese Wundergeschichte ist eine der bekanntesten und spektakulärsten, die wir aus der Bibel kennen. Sie wird aber am wenigsten geglaubt. Es lässt sich schlechthin nicht vorstellen, wie sich Brot und Fisch in den Händen eines Menschen vervielfältigen können. Selbst Totenaufweckungen erscheinen uns eher plausibel. Die Konsequenz daraus sind die verrücktesten Ideen, um diese Geschichte in unsere Vorstellungswelt zu katalpultieren. Unmöglich ist es ja auch nicht, dass z.B. viele Familien im Zuge des großen Aufbruchs zum Passafest ihren Reiseproviant an die zentrale Verteilungsstelle um Jesus herum angeschleppt hätten. Dann wäre dies immer noch eine wunderbare Speisung gewesen. Aber der Duktus dieser Geschichte wehrt sich gegen eine solche natürliche Erklärung, er will durchaus das Wunder Wunder sein lassen. Wir erkennen dies an der absurden Relation von fünf Gerstenbroten und zwei Fischen, die ein Kind hatte oder von 200 Silbergroschen, für die man hätte Brot für 5000 Menschen kaufen sollen. Nein, glauben wollen wir sie so wie sie dort geschrieben ist, nicht. Wir lassen sie allenfalls Beispiel und Ermutigung für unseren Umgang mit plötzlichen Notsituationen sein.

Dazu fällt mir auch eine überzeugende Geschichte ein, eine wahre Geschichte, die ein Superintendent aus Ostwestfalen vor Jahren einmal in einer Morgenandacht erzählt hat. Vielleicht erinnert sich der eine oder andere.

Bei einem Besuch einer Partnergemeinde, hatte es mit dem Catering Service für das große gemeinsame Mittagessen im Gemeindehaus nicht geklappt.



Predigt über Johannes 6, 1-15

Dies musste nun der diensthabende Pfarrer seiner Gemeinde und auch den Gästen während des Gottesdienstes kundtun. Dazu überwindet er sich auch an irgendeiner Stelle des Gottesdienstes und sieht dann plötzlich, wie so unauffällig und leise wie möglich, eine Anzahl von Gemeindegliedern die Kirche verließ. Der Gottesdienst ging weiter, so als wäre nichts geschehen. Niemand wusste, was die, die den Raum verlassen hatten, eigentlich vorhatten.

Dies klärte sich jedoch bald auf, weil umsichtige Frauen ihre Kühlschränke geplündert hatten, und was immer sie zur Verfügung hatten, mitbrachten. Es war wohl ein sehr buntes Angebot auf den Tischen des angrenzenden Gemeindehauses, aber es wurde fröhlich angenommen, und das Treffen mit der Partnergemeinde war gerettet.

Eine Speisung also, na sagen wir, von maximal 200 Menschen, von der der erleichterte Veranstalter verständlicherweise nicht schweigen wollte.

Und durch die Morgenandachten im WDR erreicht man ja auch wirklich viele Menschen. Vielleicht wird diese Geschichte nun auch weiter erzählt, wie es die ersten Christen mit dieser Speisung getan haben, vielleicht sogar immer ein wenig anders, aber im Kern wird sie ihre Wahrheit behalten.

Eine weitere Möglichkeit, mit der Herausforderung dieses Brotwunders umzugehen, wäre, es als Bild zu verstehen. Das befreit von den Diskussionen um Wirklichkeit und Wahrheit.

Die Bibel ist voll von Bildern und manche Phänomene zwischen Himmel und Erde können auch kaum anders zum Ausdruck gebracht werden.

Sie entziehen sich unserer profanen Sprache. Sie brauchen literarische Formen wie Gleichnisse, Bildworte oder Symbole, die sich in ihrer sachlichen Gestalt zwar erschöpfen, die aber über sich hinausweisen.

Auch Jesus bediente sich ihrer. Sie waren in der jüdischen und griechischen Welt bekannt, um nicht zu sagen alltäglich.

Der Evangelist Johannes macht in einem weiteren Kapitel ein solches Angebot, genau dieses Wunder wie ein Bild zu behandeln. Er fügt gleich daran die Rede von Jesus als



dem Brot des Lebens. Die Selbstverständlichkeit, mit der er dies tut, macht zunächst stutzig, führt uns dann aber in einen Raum großer Freiheit. Wir können nun das Versprechen hören, das diesem Wunder innewohnt. Wir dürfen mit all unserem ungestillten Lebenshunger satt werden.

Bemerkenswert ist, dass auch die Speisung des Volkes Israel in der Wüste durch das Manna, das vom Himmel fiel, hier im Johannesevangelium in seiner gleichnishaften Bedeutung zitiert wird. Dort lesen wir von dem „wahren“ Brot, das von Gott, dem „himmlischen Vater“ gegeben werde, und dass der Welt das Leben gebe. Joh 6,33

Und als die Menschen Jesus nach diesem Brot fragten, antwortete er: „Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten.“

Jesus gibt also selbst ein Beispiel, wie mit seinen Wundern umzugehen sei. Er hält sich mit der miraculösen Komponente, der dramatischen Seite daran gar nicht auf. Er möchte, dass sie als Zeichen verstanden werden, die seine Botschaft unterstützen.

Die Sensationsorientierten aber lässt er buchstäblich stehen. Er entzieht sich ihnen, als sie ihn zum König machen wollten, auf einen Berg, er selbst allein.

Er entzieht sich vielleicht auch der Anfechtung, in seinem irdischen Leben ein angebeteter Herrscher zu sein. Es wäre der einfachere Weg gewesen.

Aber vielleicht bringt er auch nur seine Trauer vor Gott. Denn diese Menschen hatten nichts begriffen von seiner Botschaft. Wir hätten es vielleicht auch nicht.

Aber da waren auch andere, die ihm gefolgt waren. Auch sie gehören zu dieser Szene. Sie haben sich anziehen lassen von einer großen Kraft. Sie hatten die Sorge um einen plötzlich sich einstellenden Hunger vergessen. Sie hatten nicht vorgesorgt, sie waren nur gefolgt, vielleicht einer noch diffusen Sehnsucht, einer Hoffnung auf Sinn und Erfüllung oder einfach auf Genesung.

Sie sind einen Weg ins Ungewisse gegangen, und sie erleben eine Antwort auf ihr Vertrauen. Sie spüren einen neuen, einen anderen Geist, einen Windhauch, der wie zufällig weht und der selbst keinen Wind von sich macht.



Predigt über Johannes 6, 1-15

Sie erleben Weite, heraus aus den engen Räumen, die wir einander zumuten, im Kampf um die Bühnen, die wir uns bauen.

Vielleicht wird ihnen auch schon eine Ahnung von Zugehörigkeit geschenkt, wie zu einer großen Familie. Jesus lässt die Menschen sich lagern. Er lässt sie ankommen. Sie dürfen bleiben. „Gott gibt ihnen ihre Speise zu seiner Zeit“.

Das sind tiefe menschliche Erfahrungen, die schon der Psalmist besingt, die uns dieses Bild so in Erinnerung rufen, dass auch wir zu singen beginnen:

„Ja, Gottes Liebe ist wie Gras und Ufer, wie Wind und Weite und wie ein Zuhause“

Wir spüren, wie zweitrangig es wird, sich über die historische Realität dieses Brotvermehrungswunders auseinander zu setzen. Gott verlangt gar nicht von uns, etwas für wirklich zu halten, mit dem wir keine Erfahrung machen können. Das gehört auch zu den Zwängen und Engen, die Menschen sich gegenseitig schaffen. Sie bürden einander auf, etwas für wahr zu halten, das sich ihnen nicht erschließt. Glaube ist etwas anderes.

Gott lädt uns ein, uns auf seine Welt einzulassen, den Weg ins Ungewisse zu wagen, die Stille aufzunehmen und auszuhalten, die von dieser sich lagernden und dennoch erwartungsvollen Menschenmenge ausgeht.

Ähnliche spirituelle Erfahrungen machten damals wohl die ersten Christen beim Abendmahl. Sie verstehen die Sprache des Evangelisten, jene vertrauten Worte vom Danken und Austeilen von Brot und Wein.

Wörtlich lesen wir hier: Jesus aber nahm die Brote, dankte und gab sie denen, die sich gelagert hatten; desgleichen auch von den Fischen, soviel sie wollten.

Es geht hier um mehr, als um eine auf abenteuerliche Weise herbeigeführte Sättigung. Natürlich kann uns niemand verbieten, dies zu glauben. Aber diese Sättigung verbraucht sich. Die Menschen werden immer wieder Hunger haben. Dieses Wunder ist ein solches Zeichen, das über sich hinaus weist.

Dieses Zeichen überbietet sich selbst, als Jesus die Jünger mit den Worten auffordert: Sammelt die übrigen Brocken, damit nichts umkommt.



Es wird keinem von ihnen entgangen sein, dass diese Geschichte von einer bedeutungsträchtigen Anzahl von Körben erzählt. Es waren zwölf. Zwölf ist die symbolische Zahl für die Ausgesandten Gottes.

Hören wir auch noch einmal auf die Begründung des Sammelns: ... „Damit nichts übrigbleibt.“

Liebe Brüder, liebe Schwestern, es geht zwar immer auch darum, so mit Gottes Gaben umzugehen, dass auch der letzte Hungernde dieser Welt satt werden kann.

Aber es geht auch darum, nichts liegen zu lassen, das wir weitergeben könnten von der Fülle Gottes. Den Menschen fehlt vielleicht gerade dies, wonach wir uns nicht ausgestreckt haben, um es sorgfältig aufzuheben, anzunehmen und weiterzugeben.

Statt dessen kapitulieren wir vor dieser Welt, die uns in der Tat aus den Händen zu gleiten scheint.

Aber solche Geschichten von der umfassenden, überreichen Sättigung lassen wir oft einfach liegen. Sie erscheint uns zu sperrig, um sie sorgfältig zu deuten. Wir kümmern uns stattdessen um die Frage, ob das doppelt erzählte Brotwunder, einmal mit viertausend und einmal mit fünftausend Menschen nicht doch eine und dieselbe Geschichte sei, die nur mit einer leichten Abwandlung mündlich immer wieder erzählt wurde.

Bei aller Offenheit für die Legitimität der Einbindung von Wissenschaft, die ihre eigene Zunft ist, die nicht zwingt, die aber entzaubert, wo Menschen einander ängstigen und bekämpfen, erschüttert mich immer wieder die Armut eines ausschließlich historischen Interesses.

Es ist diese tückische Haben-Haltung, diese Empirie-Verliebtheit auf der einen Seite, die ebenso wenig überzeugt wie die Sakralisierung der in Worte gegossenen biblischen Texte auf der anderen Seite, wodurch die Bibel selbst zum Goldenen Kalb wird.

Die schlimmsten Auswüchse zeigen sich bei den Fundamentalisten, die unsere Welt zerstören, indem sie möglicherweise aus Angst vor der Verantwortung, die uns unsere Freiheit abverlangt, mordend und zerstörend um sich schlagen. Wir erleben es in diesen Tagen.



Predigt über Johannes 6, 1-15

Mit Gott sein Sein zu verstehen, aus ihm heraus und zu ihm hin, im Jetzt und Hier zu leben und Jesu Stimme immer wieder neu zu hören, ist das Geschenk Gottes an uns. Bei ihm werden wir satt. „Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern! Und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten“. Das wird uns versprochen.

Das ist die Botschaft dieser Wundergeschichte. Insofern ist sie in jedem Fall eine wahre Geschichte.

Es gibt noch eine dritte Haltung dieser Wundergeschichte zu begegnen.

Die erste war zu versuchen, sie auf natürliche Weise nachzuvollziehen und sie gleichzeitig als Beispiel zu verstehen. Dazu konnte uns die Geschichte von den geplünderten Kühlschränken nützen.

Die zweite Haltung versteht sie als Bild mit der spezifischen Botschaft, dass unser Lebenshunger gestillt wird, und die dritte ist bestimmt davon, Gott alles zuzutrauen und unsere Erkenntnis täglich demütig zu relativieren, sie – wie Paulus sagt – für „Stückwerk“ zu halten.

Wenn wir uns der Schöpfung bewusst werden mit ihrem unbeschreiblichen Überfluss, dann kann uns doch nicht ernsthaft einfallen, Gott sei es nicht möglich, 5000 Menschen zu sättigen. Lassen wir dies doch ruhig sein Geheimnis bleiben.

Er ließ sich ja auch nicht auf die Finger gucken, als Eva geschaffen wurde. Ob dies eine in die Vorgeschichte projizierte Legende oder ein Mythos oder was auch immer ist. Adam verfiel darin jedenfalls in einen Tiefschlaf. Bezogen auf Gottes Schöpferkraft bleiben wir Schlafende. Dieses tiefe Wissen findet in dieser Geschichte ihren Ausdruck.

Vom Baum des Lebens durften Adam und Eva ja auch nicht essen. Vielleicht erschließt sich darin der Sinn dieses Gebots: Das Leben bleibt Gottes Sache. Und bei der Unterscheidungsverantwortung zwischen Gut und Böse, – in die gefallen – wir uns in dieser Welt vorfinden, hilft er uns.

Amen.



Wo ist das Paradies?

Nadja Papageorgiu (ev.-luth.), Theologin/ Lehrerin

28.09.2014 in der Antonierkirche in Bern (CH)

Liebe Gemeinde!

Wo ist das Paradies?

Mein ganz persönliches Paradies ist eine Wiese vor der Stadt, in der ich als Kind gelebt habe. Dort gab es Obstbäume, Felder und ein Restaurant, wo wir dann im Freien gegessen haben. In meiner Erinnerung haben wir diesen Ort immer im Frühjahr besucht, wenn das Grün für kurze Zeit ganz besonders strahlend und das Licht besonders liebevoll war. Bis heute- inzwischen fast zwei Generationen später- denke ich jedes Jahr im Frühling an dieses Dorf, dieses Licht, dieses Grün und mir ist, als sei kein Frühjahr jemals strahlender gewesen als dieses.

Wo ist das Paradies?

„Dann legte Gott der Herr in Eden, im Osten, einen Garten an und setze dorthin den Menschen... Ein Strom entspringt in Eden, der den Garten bewässert, dort teilt er sich und wird zu vier Hauptflüssen: Der eine heisst Pischon, ... der zweite Strom heisst Gihon, ... der dritte Strom heisst Tigris... der vierte Strom ist der Euphrat.“

Dort, sagt das Alte Testament, ist das Paradies.

Der Schweizer Theologie und Orientalist Othmar Kehl meint, man könne genauso gut versuchen, den Stein der Weisen mineralogisch zu bestimmen wie den Ort des biblischen Paradieses geografisch zu verorten. Und wirklich führt die scheinbar so genaue Beschreibung der Lage des Garten Edens in die Irre: Die Flüsse Tigris und Euphrat gibt es. Sie sind im Nahen Osten. Die Flüsse Pischon und Gihon scheint es nie gegeben zu haben. So ist es mit dem Paradies. Es gibt es hier auf Erden. Und es ist nichts als eine Idee, eine Phantasie, ein Traum, der zu verschiedenen Zeiten für verschiedene Menschen verschiedene Namen hatte: Im griechischen Elysium, der Insel der Seligen, ist ewiger Frühling. Im Koran ist das Paradies ein Ort, wo die Früchte so gross sind, dass sie Schatten werfen und in den Bächen neben klarem Wasser Milch und Honig fliesst. Das



Predigt über 2. Mose, 4b-14

Paradies ist das Schlaraffenland, wo einem die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Das christliche Paradies ist am Ende der Zeit und die Belohnung für ein anständig gelebtes Leben. Gemeinsam ist den Paradiesen, dass das Wetter mild und das Essen reichlich ist. Dieses Paradies ist niemals ein Urwald, keine wilde, ungezähmte Natur. Schon das Wort, abgeleitet von einem persischen Wort, bedeutet „umgrenzter Bereich“ und benannte einst die Gärten der persischen Könige. Das Ur-Paradies, der Garten aller Gärten, lag zwischen Euphrat und Tigris, im Zweistromland, dort, wo die ersten Hochkulturen der Welt lagen, wo Rad und Töpferscheibe erfunden wurden, wo die Buchstabenschrift aus der Keilschrift entstand. Von dort ist das älteste erhaltene literarische Dokument der Menschheit, der Gilgamesch-Epos, überliefert und die erste Gesetzessammlung. Und dort waren die Gärten, in denen auch Tiere gehalten wurden, offenbar so schön, dass sie bis heute Namensgeberin sind für den schönsten Ort, den wir uns vorstellen: Das Paradies, der Garten Eden.

Wo ist das Paradies?

Der syrische Dokumentarfilmer Mano Khalil hat es mitten in Bern ausgemacht. Im zauberhaften Film „Unser Garten Eden“ zeichnet er das Porträt einer Kleingartenanlage in Bern, in der Menschen aus 28 Nationen ihre städtischen Acker bestellen und versuchen miteinander zu leben. Natürlich kommt es dabei zu Spannungen: Serben und Kroaten feiern zu laut, die Schweizer bauen ihre Holzstapel zu hoch und die Türken wollen ihre Lämmer nicht am Schweinegrill braten. Und trotzdem funktioniert das Ganze, bürokratisch wohlgeordnet durch den italienischen Kleingartenchef. Der Garten Eden ist ein Garten Eden deshalb, weil er trotz aller Unterschiede funktioniert, weil das gemeinsame Projekt die kulturellen und religiösen Unterschiede nivelliert.

Wo ist das Paradies?

Von vielen Teilen der Welt aus betrachtet leben wir mittendrin: Wir haben mehr als genug zu essen, wir leben in Frieden in einem geordneten Staatswesen mit Krankenversicherung und unsere Kinder haben eine Perspektive. Nicht nur das: Wir wohnen in der Schweiz! Die gilt seit der Romantik und immer noch als das Synonym für schöne Landschaft und geordnete Verhältnisse schlechthin. Es gibt zum Beispiel die sächsische, die neuseeländische und die mongolische Schweiz und Costa Rica gilt als Schweiz Zentralamerikas. Die NZZ hat 233 Schweizen überall in der Welt ausgemacht. Wir leben im Original.



Oft genug ist es hier postkartenidyllisch- schön. Oft genug auch nicht. Wir, die wir dank Eva Gut und Böse unterscheiden können, werden das kaum übersehen.

Aber zurück zum Paradies am Anfang. Im heutigen Predigttext ist Adam noch alleine und hat noch gar nichts gemacht. Adam heisst er, der erste Mensch, das bedeutet: der Erdling, der, der aus Erde gemacht ist. Bald wird er eine Gefährtin bekommen, die vorerst namenlos ist. Und da sind die beiden, nackt im Paradies, haben keinen Sex, können Gut und Böse nicht unterscheiden, arbeiten nicht und schämen sich noch nicht mal dafür. Die beiden sind- Kinder. Um erwachsen zu werden und die Erde zu bebauen und zu hüten, müssen sie das Paradies verlassen- das Paradies der Kindheit.

Auch mein Paradies liegt weit zurück in meiner Kindheit. Die Jahre, die seither vergangen sind, haben das Bild immer schöner gemacht. Weil es der allererste Garten war, den ich bewusst gesehen habe, hat er die Bilder aller Gärten, die folgten, geprägt. Und kein Garten könnte jemals genauso schön sein, weil nichts auf der Welt dem Vergleich mit dem persönlichen Urbild standhält. Vielleicht haben Sie das ja schon einmal erlebt, dass Ihnen jemand von seinem Kindheitsparadies vorgeschwärmt hat, wie schön es war, wie einzigartig, wie gross, wie duftend. Und vielleicht haben Sie dieses Paradies, von dem Sie schon so viel gehört haben, dann auch gesehen- und sahen- Nichts. Das idyllische Dorf aus der Erzählung entpuppte sich als totlangweiliges Strassendorf, der klare Badeschlamm als muffelndes Rinnsal und die erste Liebe ist inzwischen eine etwas heruntergekommene Kassiererin im Supermarkt. Das Paradies gibt es nicht mehr. Das Paradies hat es auch nie gegeben. Nur die Augen des Kindes haben es zum Paradies gemacht.

Ich habe meinen Paradiesgarten seit meiner Kindheit nicht mehr gesehen. Es hat sich einfach nicht so ergeben. Aber ich weiss, dass die nahe Stadt in den vergangenen Jahrzehnten sehr gewachsen ist. Grosse Teile meiner Kindheitsidylle sind inzwischen bebaut und keine Obstbäume blühen dort mehr.

Auch die Zeit frisst Paradiese. Der Mensch, dieses biologische Erfolgsmodell, hat sich nicht nur die Erde untertan gemacht, sondern war und ist auch überaus fruchtbar und hat sich vermehrt. Nun braucht er Platz, der Erdling.

Er baut und baut und wie in Erinnerung nennt er manches Paradies- es gibt ein Dorf in Polen, dass so heisst und ein Kloster im Kanton Thurgau und in Konstanz einen Stadtteil mit Namen Paradies. Gärten legt er sich an, der Mensch, auf der Suche nach dem



Predigt über 2. Mose, 4b-14

verlorenen Paradies. Viele der schönsten Kirchen wollen mithilfe der Architektur das Paradies nachbauen- Gott zur Ehre, dem Menschen zur Freude. Der Verhaltensforscher Konrad Lorenz vermutet, dass auch der Wunsch, ein Tier zu halten, der Sehnsucht des Menschen nach dem Paradies entspringt. Hildegard von Bingen hält die Musik an eine Erinnerung an das verlorene Paradies. So schafft der Mensch Wunderbares und hält die Erinnerung und die Sehnsucht wach.

Aber nicht nur Gärten und Kirchen baut der Mensch auf der Suche nach dem verlorenen Paradies. Und immer mal wieder gibt es den Versuch, das Paradies als Staatswesen zu errichten. Oft sind die Ideen betörend, die die Grundlage bilden für diese Idee: Alle Menschen werden gleich und haben gleich viel und alle leben nach Gottes Geboten. Aber diese Versuche haben noch nie ein gutes Ende genommen. Wo man das Paradies auf Erden zwangsverordnet, zerstört es die Menschen, für die es doch angeblich gemacht ist.

Wo ist das Paradies?

Vor einiger Zeit habe ich mein Kinderparadies im Fernsehen gesehen. Die ganze Welt hat es gesehen, letztes Jahr im August. Es liegt vor den Toren der uralten Stadt Damaskus. Ghouta nennt man diese Bewässerungsoasen, die durch Bebauung immer weiter verdrängt wurden. Am 21. August 2013 gab es dort Giftgasangriffe. Je nach Beobachter hat es dabei knapp 300 oder knapp 2000 Tote gegeben. Inzwischen verhungern dort, wo in meiner Kindheit noch dreimal im Jahr geerntet wurde, Menschen. Mein Paradies existiert nicht mehr.

Der Mensch kann Paradiese auch zerstören. Ist der Mensch überhaupt paradiesfähig?

Wo ist das Paradies?

Es liegt, sagt die Bibel, zwischen den Flüssen Pischon und Gihon – nur in unseren Herzen, unserer Seele, unserer Erinnerung. Das Paradies, sagt die Bibel, liegt zwischen Euphrat und Tigris, es liegt mitten in der Welt. Es ist müssig, sagt Ottmar Kehl, den Ort des Paradieses zu suchen, da können wir auch nach der Mineralogie des Steins der Weisen forschen.

Predigt über 2. Mose, 4b-14



Möglicherweise ist es aber gerade der Stein der Weisen, der uns fehlt, um uns nicht nur nach dem Paradies zu sehnen, sondern unseren Garten Eden auch zu bebauen und zu behüten, wie es Gott einst von Adam wollte.

Der Frieden Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.



Pfarrer em. Dr. Ferdinand Kerstiens (rk.)

27.09.2014 in der Clemenskirche in Münster/Westf.

beim Politischen Nachtgebet von pax christi anlässlich des Domjubiläums

Ich kann gut an den Kanon, den wir eben gesungen haben, anknüpfen. „Wenn einer alleine träumt, ist das nur ein Traum. Wenn viele gemeinsam träumen ist das der Anfang einer neuen Wirklichkeit.“ Das Lied unseres guten Freundes Helder Camara. Wenn wir das Vaterunser beten und leben, dann ist das wie ein gemeinsamer Traum, in dem das Erhoffte und Erbetene schon beginnt, Wirklichkeit zu werden. Wir träumen diesen Traum mit Jesus, in dessen Wort und Leben die neue Wirklichkeit schon greifbar geworden ist.

Wir können das Vaterunser nicht alleine beten, sondern wir tun es immer mit allen anderen, die mit uns dieses Gebet beten und aus dieser Hoffnung leben, hier und weltweit in allen christlichen Kirchen, ein ökumenisches Gebet, das stärker ist als alle Grenzen und alle Kirchenspaltungen. Wenn wir in diesem Bewusstsein das Vaterunser beten, ist das schon der Beginn einer neuen Wirklichkeit. Ich kann mich gut an meinen ersten ökumenischen Gottesdienst Januar 1964 in der Studentengemeinde erinnern. Wir durften diesen Gottesdienst nicht in einer evangelischen oder katholischen Kirche feiern, sondern mussten ihn in unserer Aula halten. Da habe ich zum ersten Mal das Vaterunser gemeinsam mit unseren evangelischen Mitchristinnen und Mitchristen gebetet. Das ging bis tief in die eigene Glaubensmitte.

Wir dürfen Du sagen zu Gott. Ich weiß, dass es heute Strömungen in der Mystik gibt, wo Gott der All-Eine ist, in dem ich aufgehe wie die Welle im Meer. Doch für mich ist es wichtig, dass ich Du sagen kann zu Gott. Alles, was wichtig für mein Leben gewesen ist und noch heute ist, hängt mit Menschen zusammen, die Du zu mir gesagt haben, so dass ich Ich sagen konnte und Du. Wenn es um Gottes Liebe geht, wie Jesus sie verkündet und gelebt hat, dann sagt er zu mir Du und ich darf ihn auch so nennen, auch wenn ich weiß, dass dies alles menschliche Rede ist. Gott ist für mich wichtig, personal und überpersonal, aber nicht unterpersonal, nicht ein bloßes „Es“. Ich weiß nicht, wie ich sonst von Gottes Liebe sprechen und das Vaterunser beten könnte.

Ich weiß, dass alle Aussagen über Gott mehr falsch als richtig sind. Das mag Sie überraschen! Doch wir können nur mit unseren Erfahrungen und mit unseren Worten von jenem Geheimnis reden, das wir Gott nennen und das alles Begreifen übersteigt. Aber



nur so kann er der Grund unserer Hoffnung sein, die sich über das Begreifbare hinaus streckt. Wenn wir ihn begreifen könnten, wäre er zu klein für unsere Hoffnung.

Vater unser, Ursprung allen Lebens, der du dich wie eine Mutter um deine Kinder sorgst. Die feministische Theologie hat uns ja zu Recht darauf aufmerksam gemacht, dass das Vaterbild für Gott von vielen weiblichen und mütterlichen Zügen geprägt ist. Der Vater ist der liebe Vater, nicht der Patriarch, wie es in vielen Dreifaltigkeitsbildern den Anschein hat, wo Gott als alter Vater mit Bart über der Taube und Jesus thront. Dieses Bild hat lange die Frömmigkeit bestimmt.

Mann und Frau sind nur zusammen Bild des liebenden Gottes. Leider hat unsere Kirche dies immer noch nicht begriffen und in ihrem Leben, ihrer Struktur realisiert. Leider hören wir noch immer ideologische Begründungen dafür, dass Frauen keine Priester werden können. „Da ist nicht mehr Mann noch Frau, sondern alle sind einer in Christus Jesus.“ (Gal 3,28). Einer in Christus, aber von der Kirche in den ersten Jahrhunderten wieder getrennt in den möglichen Ämtern? Ich denke, in unseren Politischen Nachtgebeten leben wir diese Einheit der Geschlechter in Christus Jesus. In unseren Eucharistiefeiern können wir es noch nicht. Wie ist es in unserem Alltag, wie in unseren Gemeinden zuhause?

Vater unser im Himmel. Wo ist dieser Himmel? Da oben oder irgendwo anders, weit weg? Auch das hat die Frömmigkeitsgeschichte geprägt. Sagen wir es anders: Der Himmel ist da, wo Gott ist. Er ist da in der Geschichte des auserwählten Volkes, im Exodus, im Auszug aus der Knechtschaft in die Freiheit, in Jesus von Nazareth. Er hört und sieht das Schreien der Menschen. Er ist da in allen Religionen, bei allen Menschen, die ihn suchen, so das Zweite Vatikanische Konzil. Er geht den Menschen entgegen, wie der Vater dem verlorenen Sohn, der wieder heimkehrt. Er/sie geht jedem Menschen nach wie die Frau, die ihre verlorene Drachme sucht und findet. Wenn ich glaube, dass der Himmel dort ist, wo Gott ist, dann bestimmt das mein Leben. In jeder Begegnung mit anderen Menschen, Freund oder Feind, darf ich davon ausgehen, dass Gott auch diesem Menschen, diesem Volk nahe ist. Das bestimmt mein Verhalten zu ihnen, lässt mich Brücken bauen, wo andere vielleicht nur Feindschaft sehen. So werde ich friedensfähig. Die Bergpredigt bietet da eine gute Orientierung.

Geheiligt werde dein Name! In vielen Religionen gibt es Riten und Gebräuche, um Gott oder die Götter oder das Göttliche zu ehren, sie um Vergebung zu bitten, ihnen zu



danken, sie anzuerkennen unter welchen Bildern auch immer. Doch die Gefahr besteht, dass man sich darin erschöpft. Die Propheten des Alten Bundes haben solches Verhalten als gottwidrig geißelt: „Ich hasse eure Feste und eure fetten Brandopfer will ich nicht sehen, sondern das Recht ströme wie Wasser.“ (vgl. Amos 21-24) Das Gleichnis Jesu von dem Priester und dem Levit, die an dem unter die Räuber Gefallenen vorbeigehen, um rein zu bleiben für den Kult, zeigt diese Gefahr. Gott gleicht dem barmherzigen Samariter, der sich dieses Menschen annimmt. Man kann nicht Gottes Namen ehren, wenn man nicht die ehrt, die nach seinem Bild geschaffen sind. „Niemand hat Gott je geschaut; wenn wir einander lieben, bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist in uns vollendet.“ (1 Joh 4,12). Gottes Name wird geheiligt, wenn ich aus der Kraft seiner Liebe lebe. „Ich darf nur gregorianisch singen, wenn ich für die Juden schreie.“ So Bonhoeffer.

Ich habe die Sorge, dass man bei dem Priestermangel die geforderte Reduktion auf das Kerngeschäft nur die Versorgung der Gläubigen mit Eucharistie und Sakramenten meint. Aber Kult ohne Liebe ist Selbstbetrug und Gottesbetrug, so feierlich und korrekt auch der Kult vollzogen wird. Es wird vor allem die Chance und die Aufgabe für die sogenannten Laien in unserer Kirche sein – ich weiß leider kein besseres Wort dafür –, für die Christenmenschen und ihr ureigenes Christenamt diese Liebe zu leben, da die Priester mit Fusion und Organisation und Kult voll beschäftigt sind. Unsere Arbeit in pax christi im Einsatz für den Frieden, für die gewaltfreie Lösung oder wenigstens Minderung der Konflikte, für die Flüchtlinge, für die Entwürdigten ist wesentlich für die Heiligung des Namen Gottes.

Es gibt neue ermutigende Töne aus Rom: Franziskus will die Kirche barmherziger machen. Das haben wir aus Rom noch nie gehört. Das ist überraschend neu und bringt die Gesetzeshüter nicht nur in Rom in Erklärungsnot. Barmherzigkeit für die Geschiedene und Wiederverheirateten? Ja, denn jede Trennung bringt Schmerzen mit sich. Aber Barmherzigkeit darf aber nur der erste Schritt sein. „Kommt alle zu mir, die ihrer mühselig lebt und unter den Lasten zusammenbrecht: Ich will euch Ruhe schenken.“ (Mt 11,28) Darf das Kirchenrecht diesem Kommen zu Jesus im eucharistischen Mahl entgegenstehen? Um ein anderes Gebiet zu nennen: Zur Barmherzigkeit gehört auch eine Willkommensstruktur für die Flüchtlinge. Wo stellt unsere Kirche leere Pfarrhäuser, leere Räume für Flüchtlinge zur Verfügung? Wie ist die Stimmung in unseren Gemeinden?

Zur Barmherzigkeit gehört das Mitfühlen mit den Leidenden, das Gespür für das, was ihnen angetan wurde. Barmherzigkeit nur von oben ohne dieses Mitfühlen erniedrigt



und verletzt die Menschen. Doch der zweite Schritt heißt Gerechtigkeit, auch zum Beispiel, um noch ein drittes Gebiet zu nennen, als Anerkennung der Schwulen und Lesben in ihrer Lebenswelt und Liebe, als Respekt vor ihrer Würde. Leben und Freiheit sind nicht nur auf Barmherzigkeit gegründet. Es geht zugleich um unveräußerliche Menschenrechte. Aber die müssen in der Kirche und dann auch durch eigenen Einsatz in Gesellschaft, und Politik errungen werden, errungen, denn von den Mächtigen geschenkt werden sie nicht. „Das Recht ströme wie Wasser, die Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach.“ (Amos 5,24) Barmherzigkeit und Gerechtigkeit gehören zusammen. All das gehört zur Würde des Menschen und damit in unser Grundgesetz. Es gehört zur Heiligung Gottes, der die Menschen als Mann und Frau nach seinem Bild geschaffen hat. Ich ehre Gott und heilige seinen Namen, wenn ich seine Geschöpfe ehre und heilige. Das gilt auch für unsere ganze Welt, für alle Mitgeschöpfe.

Dein Reich komme! Damit ist nicht das Ende der Tage gemeint. „Suchet zuerst das Reich Gott und seine Gerechtigkeit. Alles andere wird euch hinzugegeben.“ (Mt 6,33) Sein Reich kommt da, wo Menschen sich und einander vorbehaltlos annehmen, wie Gott uns annimmt. Sein Reich kommt, wo Vergebung geschieht. Sein Reich kommt, wo Menschen menschenwürdig miteinander umgehen. „Das Reich Gottes ist schon da. Kehrt um zum Leben und glaubt an das Evangelium.“ (Mk 1,15) „Das Reich Gottes ist schon mitten unter euch.“ (Lk 17,21) Das Reich Gottes wird erfahrbar in den Tischgemeinschaften Jesu mit den Zöllnern und Sündern, in seinem letzten Mahl mit seinen Jüngern, mit den zwei Enttäuschten und Traurigen in Emmaus. Wo wird heute unter uns sein Reich erfahrbar? Wir sind von klein auf erzogen, in unserer Gewissenserforschung nach unseren Sünden zu fragen und zu suchen und wussten oft nicht, was wir in der Beichte sagen sollten. Sollten wir nicht vielmehr in unserem Nachdenken und Beten, in unserer Gewissenserforschung danach fragen und suchen, wo wir das Reich Gottes erfahren haben, wenn auch nur eine Ahnung davon? In persönlichen Erlebnissen heute, im Miteinander mit anderen, in Gottesdiensten? Dort, wo wir neuen Mut fanden, aufzustehen, wo Versöhnung geschah, wo neues Miteinander möglich wurde?

Dein Wille geschehe! Das wird oft im Blick auf den Tod gesagt: Es war Gottes Wille. So steht es über vielen Todesanzeigen. Doch wenn wir Gottes Willen nur über unsere Todesanzeigen setzen, dann war und ist es nur billige Vertröstung, verankert in der Frömmigkeitsgeschichte des Christentums, also nicht dem Einzelnen vorzuwerfen. Doch Gottes Wille ist nicht der Tod, sondern das Leben. Schon in der Schöpfungsgeschichte heißt es: „Er hauchte ihnen das Leben ein.“ (Gen 2,7) „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben



Predigt über „Das Vater unser leben“

und es in Fülle haben.“ (Joh 10.10) Dieses Leben in Fülle, das uns jetzt schon geschenkt wird, ist dann auch von solcher Qualität, dass der Tod es nicht vernichten kann. Das ist der Kern unserer Auferstehungshoffnung, die unser Leben und Glauben durchzieht.

Wie im Himmel so auf Erden! Also hier und heute. Wie das geschehen kann, haben wir bei den anderen Bitten schon bedacht. Mir ist dabei wichtig, dass die geläufige Zweiteilung des Vaterunsers nicht stimmt. Man sagt, in den ersten Bitten gehe es nur um Gott, seinen Namen, sein Reich, seinen Willen, dann erst mit der Bitte um das tägliche Brot kämen wir Menschen vor mit unseren Nöten und Hoffnungen ins Vaterunser hinein. Diese Zweiteilung ist falsch, da es nie um Gott in sich geht, sondern immer um den Gott, den Vater der Menschen, der mit Jesus durch seinen Geist mit den Menschen, mit uns, unterwegs ist. Es geht also immer schon um uns, wenn wir von Gott sprechen, über ihn nachdenken, zu ihm beten.

In dem ersten Teil des Vaterunsers sind die großen Verheißungen angesprochen, die unserem Beten und Leben die Perspektive bieten, in der dann auch unsere persönlichen und gesellschaftlichen Bitten ihren Ort finden, unsere große Hoffnung und unsere vielen Hoffnungen, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, die Mystik der offenen Augen, wie Baptist Metz es fordert; die große Hoffnung und die vielen Hoffnungen, die uns zum Leben einladen, die uns zu ersten Schritten motivieren, damit diese Hoffnung und diese Hoffnungen schon anfänglich Wirklichkeit werden können.

Unser tägliches Brot gib uns heute! Für uns ist das zur Zeit keine Bitte. Wir haben x-Brotsoorten zur Verfügung. Ein Großteil davon wird wieder weggeworfen, vergammelt oder wird verbrannt. Doch nach wie vor sterben täglich Menschen an Hunger und Durst, weil sie keinen Zugang zu Brot, Reis und sauberen Wasser haben. Es fehlt nicht an Nahrung und Wasser, noch nicht, aber es fehlt an der gerechten Verteilung. Das ist die Folge unserer Weltwirtschaftsunordnung, die die Reichen immer reicher macht auf Kosten der Armen, die immer ärmer werden. Die Sucht nach mehr Geld, das man selber gar nicht mehr überschauen oder verbrauchen kann, führt sogar zu Finanz-Spekulationen über Nahrungsmittel, die dann die Preise hochtreiben und für viele unerreichbar machen. Ich kann diese Bitte um das tägliche Brot nur ehrlich sprechen, wenn ich sie stellvertretend für die vielen bete, denen das tägliche Brot und Wasser vorenthalten wird. Das ist gar nicht weit weg. Bei uns musste erst das Bundesverfassungsgericht die Leistungen des Asylbewerbergesetzes als zu niedrig, weil menschenunwürdig, kritisieren, bis die Regierung sich bewegte und langsam einsah, dass die Leistungen erhöht werden müssen.



Doch zu dieser Brotbitte gehören auch wenigstens punktuell konkrete Hilfe, Partnerschaftsprojekte und Proteste gegen die Ungerechtigkeit hier und weltweit. Auch der Einsatz gegen das geplante Freihandelsabkommen zwischen Europa, Kanada und den USA gehört hierhin. Denn nach allen bisher verfügbaren Informationen führt es wieder dazu, dass wir Reichen immer reicher werden auf Kosten der Armen, die immer ärmer werden, weltweit.

Vergib uns unsere Schuld, die wir gegen uns selbst, gegen andere und damit gegen Gott auf uns geladen haben. Ich denke dabei an die vielen Machtkämpfe im Kleinen wie im Großen, die Fremdenfeindlichkeit vieler auch in unseren Kirchen und Gemeinden, an das Mobbing in der Schule, im Beruf, im Internet. Ich denke an das bedingungslose Hasten nach Profit, zu welchen Lasten auch immer, um das Profitieren von Ausbeutung von Menschen anderswo. Mir geht es so, dass meine Schuld für mich immer anonym wird. Ich kann sie immer weniger benennen. Es ist vor allem die Tatsache, dass ich hoffentlich nicht Täter, aber auf jeden Fall Nutznießer der weltweiten Ungerechtigkeit bin. Ich komme da nicht heraus. Das ist für mich die konkrete Erfahrung dessen, was die Theologie mal „Erbsünde“ genannt hat, diese durch viele Egoismen durch die ganze Menschheitsgeschichte in Strukturen geronnene Schuldgeschichte, in die ich hinein geboren werde. Wie gehe ich damit um?

Wie auch wir denen vergeben, die an uns schuldig geworden sind. Das ist das Maß für die Vergebung, die wir für uns erbitten. Für mich ist das in diesem Jahr konkret geworden durch schwere ärztliche Fehler, die mich an den Rand des Lebens gebracht haben. Die Klinikleitung hat sich in einem persönlichen Gespräch zugegeben und sich dafür entschuldigt. In vielen Ehen sind offenes Ansprechen von gegenseitiger Schuld und Vergebung, die neuen Anfang ermöglicht, menschlich oft schwer zu realisieren. Doch wenn wir die Schuldgeschichte bedenken, in die wir als Nutznießer eingebunden sind, dann gehört zu der Vergebung auch ein Einsatz für die Entschuldung der durch unsere Wirtschaft hochverschuldeten Länder, Einsatz im Sinne der Erlassjahrkampagne für Entschuldung dieser Länder, für ein Insolvenzrecht für diese Staaten, damit sie nicht durch IWF, die Weltbank und die anderen Banken gezwungen werden, durch Kürzung der lebenswichtigen Aufgaben für Gesundheit und Bildung die Reichen zu bedienen.

Und führe uns nicht in Versuchung, nur uns selbst für gerecht und gut zu halten, die anderen Menschen oder Völker oder Staaten in gut oder böse einzuteilen. Es gibt nicht das Schwarz-Weiß, das uns oft Wirtschaftler und Politiker einreden wollen, sondern höchst-



Predigt über „Das Vater unser leben“

tens unterschiedliche Grautöne. Amnesty nennt die Menschenrechtsverstöße auf der offiziellen ukrainischen Seite und von den Separatisten. "Wer ohne Schuld ist, werfe den ersten Stein!" (Jo 8,7) Alle Schwarzweißmalerei führt zu Auseinandersetzungen, Ungerechtigkeit, Gewalt und Krieg, wie wir das leider an vielen Stellen unserer Welt sehen müssen, nicht nur in Syrien und im Irak. Frieden wird nur möglich, wenn wir immer die eigenen Fehler und das Gute bei den anderen mit bedenken. Warum greifen so viele zur Gewalt? Welche Ängste oder welche Machtansprüche stehen dahinter, die den Mord an den bösen Feinden rechtfertigen? Möglichst noch mit anonymen Drohnen der USA, die rein technisch von irgendwoher gesteuert werden, oder von den ISIS-Mördern mit all ihrer Folter.

Die andere Versuchung habe ich schon genannt: als gelangweilter Zuschauer oder erfüllt von irgendeinem anderen Interesse an den unter die Räuber gefallenen Menschen oder Völker vorbeizugehen und mich mit der Festung Europa oder mit meinem privaten Glück, oder was ich dafür halte, zu begnügen.

Sondern erlöse uns von dem Bösen! Wir haben schon davon gesprochen: Das Böse ist die Verstrickung in Geld und Gewalt, in Ungerechtigkeit und Egoismus, die uns alle betrifft, wenn auch in unterschiedlicher Weise und Verantwortung. Doch auch da sind Befreiungsschritte nötig und möglich. Unsere Fantasie ist gefragt, unser Engagement, unsere Bereitschaft, Jesus nachzufolgen. Kehrt um zum Leben, fangt neu an, immer wieder, sucht Ansatzpunkte der Veränderung, persönlich, kirchlich, gesellschaftlich, politisch, weil ihr an die Frohe Botschaft, das Evangelium glaubt! Denn das Reich Gottes ist ganz nahe herangekommen, hier und jetzt, trotz allem, was ihm im Wege steht. Das ist für mich die Grundfrage unseres Glaubens heute. Sie gilt mir selbst, aber sie gilt auch für unsere Kirche, die selber so verstrickt ist in Machtansprüche, Geld und Gewalt nach innen und nach außen.

Ich weiß natürlich von der Theodizeefrage, von der Frage an Gott, wenn es denn ein guter Gott ist, Vater und Mutter aller Menschen, wie sich seine Liebe mit dem Elend auf der Welt zusammendenken lässt. Können, dürfen wir überhaupt vom guten Gott reden? Die frommen Antworten auf diese Frage beruhigen mich nicht. Diese Frage muss vielmehr ehrlicherweise offen bleiben. Gott muss sie selbst beantworten. Da sind unsere Geduld und unsere Hoffnung gefragt. Aber wenn wir diese Frage mit einem Nein beantworten würden, dann wäre alle Hoffnung für die Opfer dahin und damit auch die immer neue Kraft, sich wenigstens für die vorläufige Besserung der Situation einzu-



setzen. Dann blieben die Sieger die Sieger und die Opfer die Opfer, eine absurde und perverse Welt, in der ich nicht leben möchte. Wir dürfen das Vaterunser nur beten mit Jesus im fragenden, im zitternden Glauben, wie es zwei deutsche Frauen im Hochland von Peru gesagt haben.

Denn dein ist das Reich und die Macht und die Herrlichkeit. Dies ist das Glaubensbekenntnis, das alle Bitten des Vaterunsers ermöglicht und umschließt, der Grund unserer Hoffnung, dass etwas von diesem Reich und dieser Macht und dieser Herrlichkeit, von der Liebe Gottes schon jetzt Wirklichkeit werden kann, an uns und durch uns, Dank seiner Einladung und Gnade. Vielleicht gewinnt dieses Wort „Gnade“ hier seine neue Bedeutung, Einladung, Geschenk, Liebe, Gnade.

In Ewigkeit. Amen! Ja Amen. So glauben und hoffen wir es für alle, wenn wir das Vaterunser beten und leben. So hoffen wir für uns, für alle Lebenden, gerade für die an den Rand Gedrängten, die Armgemachten, für alle Ohnmächtigen und von Gewalt und Angst Getriebenen und Vertriebenen. So hoffen wir auch für die vielen Engagierten, die Freiwilligen, die in die Ebolagegenden gehen, die Gruppen in Israel und Palästina, in Syrien und dem Irak, die sich für eine gewaltfreie Lösung der Probleme einsetzen. Es gibt sie immer noch! Wir sollten sie nicht übersehen. Sie brauchen unsere Solidarität. So hoffen wir auch für die für uns Verstorbenen, die aufgehoben sind in Gottes Hand. „Einladung ins Paradies“ – das ist das Motto des Domjubiläums. Dabei geht es ja nicht um den steinernen Bau, sondern um die Menschen, um die Christinnen und Christen in unsere Bistum, in unserer Kirche. Das Vaterunser weist uns den Weg. Doch das Paradies liegt nicht hinter uns, sondern vor uns. „Wir sehen schon die Lichter und hören die Musik.“ So Ernesto Cardenal in seinem Revolutionslied. „Wir sehen schon die Lichter und hören die Musik.“ Amen, ja

Amen.

Um der Predigt zu folgen und eine Erinnerung mit nach Hause zu nehmen, wurde zu Beginn des Politischen Nachtgebetes folgender Text ausgelegt:



Predigt über „Das Vater unser leben“

Vater unser

*Vater unser, Ursprung allen Lebens,
der du dich wie eine Mutter um deine Kinder sorgst;*

Vater unser im Himmel, also uns allen nahe, besonders in Jesus von Nazareth;

Geheiligt werde dein Name in der Würde aller Menschen, vor allen der Entwürdigten;

Dein Reich komme, dein Reich der Gerechtigkeit und des Friedens;

Dein Wille geschehe, denn dein Wille ist das Leben in Fülle für alle Menschen;

Wie im Himmel so auch auf Erden, also hier und heute;

*Unser tägliches Brot gib uns heute, hilf, das vorhandene Brot so zu verteilen,
dass alle leben können;*

*Vergib uns unsere Schuld, die wir gegen uns selbst, gegen andere
und damit auch dir gegenüber auf uns geladen haben;*

*Wie auch wir denen vergeben, die an uns schuldig geworden sind;
hilf auch, die Verschuldung von Menschen und Völkern zu überwinden;*

*Und führe uns nicht in Versuchung, nur uns selbst für gerecht und gut zu halten,
auch Kosten anderer zu leben oder am Schicksal der anderen gelangweilt
vorbeizugehen;*

*Sondern erlöse uns von dem Bösen, von der Verstrickung in Geld und Gewalt
und Ungerechtigkeit unserer Welt;*

*Denn dein ist das Reich und die Macht und die Herrlichkeit,
lass uns etwas davon schon heute erfahren;*

*Amen, denn so glauben und erhoffen wir es für alle, die Lebenden
und die für uns Verstorbenen, vor allem für die Opfer.*

Amen!



Pastor Jörg Praher (ev.-luth.)

03.04.2015 in Quickborn, Damnatz und Langendorf

Sönke und Isabelle fahren in die Klinik. Sie wollen Kilians Sachen abholen. Bei normalem Verkehr brauchen sie 38 Minuten für die Strecke. Wenn alles frei ist und Sönke alles rausholt, sind es 33 Minuten. Heute gibt es keinen Grund, sich zu beeilen.

Isabelle sieht aus ihrem Fenster. Sönke blickt starr auf die Straße. Vor zwei Tagen war Kilians Beerdigung. Seither sprechen die beiden kaum noch. Es fällt zu schwer.

Im Krankenhaus riecht es nach Elend und nach scharfen Putzmitteln. Bei jedem Schritt der beiden gibt es ein quietschendes Geräusch. Sönke kennt den Geruch und er kennt das Geräusch. Zuerst vor zwei Jahren ab und zu mal für ein paar Wochen. Die letzten vier Monate jeden Tag. Bis vor acht Tagen.

Vierter Stock, der Gang nach rechts. Sönke sieht, wie eine junge Schwesternschülerin ihn erkennt und dann schnell in einem Krankenzimmer verschwindet. Auf dem Stationszimmer ist Schwester Ina. Ein Glück.

Vor acht Tagen hatte sie frei. Das erste Mal, dass sie sich sehen, seit Kilian gestorben ist. „Es tut mir so leid“ sagt sie. Sie schüttelt Sönkes Rechte und streicht mit ihrer linken Hand sanft über seinen Arm. Isabelle bekommt eine richtige Umarmung und beginnt sofort wieder zu weinen.

Sönke ist froh, dass Schwester Ina seine Frau tröstet. Er kann das nicht mehr. Er hat alles, was er mal an starken Gefühlen hatte, aufgebraucht. Sönke ist nur noch leer. Nur noch kalt. So, als wäre er gestorben, nicht sein Sohn.

Ina hat einen Karton gepackt mit Kilians Sachen. Und seine Reisetasche. Im Karton ist alles, was in seinem Krankentisch lag: Der kleine, schwarze Hund. Seine Comics, sein MP3-Player, die Daddelkiste. Ein DIN A5 – Block. Federmappe. Fotos von Isabell und Sönke, eins von Oma und Opa, eins von Maudi. Sogar noch welche von den Wildkirschbonbons, die er früher so gern mochte. Und zu unterst ein paar Bilder, die er gemalt hatte und die im Flur und im Krankenzimmer an der Wand geklebt haben.



Karfreitagspredigt über Johannes 19, 16-30

„Ich habe sie für Sie abgenommen“ sagte Schwester Ina. „Ist ja vielleicht auch unpassend, wenn hier lauter Bilder von toten Kindern auf der Krebsstation hängen.“ sagt Sönke. Die Schwester weiß nicht was sie darauf antworten soll. Isabelle zischt kurz: „Sei nicht so ein Idiot!“

Er sagt zu Ina: „Verzeihen Sie. Das war nicht so gemeint. Danke für alles, was Sie für unseren Jungen getan haben.“

Im Fahrstuhl sagt Isabelle: „Das sind meine letzten Erinnerungen an Kilian und du machst hier so einen Aufstand.“ Sönke schweigt. Seine letzten Erinnerungen sind so grauenvoll, er wünschte, er wäre sie los. Und überhaupt: Über das Thema haben sie sich die ganze letzte Woche gestritten.

Isabelle wollte in die Traueranzeige reinschreiben: „In unserer Erinnerung lebst du weiter“ und Sönke wollte das auf keinen Fall. „Das ist ein dummer Spruch“, hatte er gesagt. „Wieso bist du nur so ein Ekel?“ fragte sie.

Doch Sönke erinnerte sich in dem Augenblick tatsächlich an die Schläuche, an den kahlen Kinderkopf mit den großen Augen, den süßlichen Geruch. Er erinnerte sich an den ersten Schock bei der ersten Diagnose. Dann die große Hoffnung. Und schließlich die grausamen Monate, in denen diese Hoffnung immer mehr zerfressen, verschlissen und aufgelöst wurde. Immer neue, niederschmetternde Nachrichten. Daran wollte er sich nicht erinnern. Auf gar keinen Fall.

Aber noch mehr: Sein Vater war gestorben, als Sönke Jahre elf alt war. Ein stämmiger Mann mit großen Händen und braunem Vollbart. Aber er konnte sich an seine Stimme nicht mehr erinnern und auch nicht an seinen Geruch. Er hatte die Fotos, aber keine richtigen Bilder. In Wahrheit war er die 31 Jahre seither ohne einen Vater gewesen.

Und wenn seine Erinnerungen seinen Vater hätten lebendig erhalten können, dann haben sie ihre Aufgabe schlecht gemacht. Ist doch so: Jeden Tag vergisst du irgendwas. Und jeden Tag stirbt dann wieder ein kleines Stück. Und Sönke kam es vor, als wäre es seine Schuld.

Er hatte Angst, mit Kilian würde es ihm genau so gehen. Er hatte Angst, Kilian zu vergessen. Was war sein Lieblingseis? Erdbeere. Lieblingstier. Hund. Lieblingssessen? Alles



noch kein Problem. Aber mit den Jahren? Wie war noch mal sein Gesicht, wenn er etwas zuerst nicht verstand, dann aber plötzlich doch? – Solche kleinen Dinge kannst du auf Dauer nicht alle behalten. So was verschwindet doch als erstes!

„Wenn es an mir hängt, ob Kilian lebendig bleibt, das kann ich nicht ertragen.“ Vielleicht hätte er Isabelle das erklären können. Vielleicht hätte sie's verstanden. Er sagte nur: „Der Satz kommt nicht in die Zeitung!“ Da brach etwas kaputt zwischen ihm und seiner Frau.

Auf der ganzen Rückfahrt wieder kein Wort. Zuhause breitet Isabelle alle Sachen aus dem Karton und aus der Reisetasche auf dem Wohnzimmerteppich aus. Sie streichelt dies und das und weint leise vor sich hin. Sönke sagt: „Ich hab noch was zu tun in der Garage.“ Und er bleibt dort, bis das Licht im Wohnzimmer aus und sie nach oben gegangen ist.

Dann kehrt er wieder zurück in die Wohnung. Er füllt sich ein Glas Whiskey ein, stellt die Flasche auf den Couchtisch und setzt sich hin. Vor ihm die Sachen aus dem Krankenhaus, die Isabelle fein säuberlich nebeneinander auf den Teppich gelegt hat. Unterhosen, ein paar Socken, eine dicke Jacke, ein Jogginganzug und dann praktisch nur noch Schlafanzüge.

Eigentlich merkwürdig. Wenn es ganz übel kommt, brauchst du nur noch Schlafanzüge.

Sönke steckt sich die Kopfhörer von Kilians MP3-Player ins Ohr. Hörspiele, Hörspiele, ein bisschen Musik, die Sönke ihm raufgeladen hat. Alles das wird er nie mehr löschen.

Sönke nimmt die Bilder zur Hand, die Schwester Ina von den Wänden genommen hat. Kilian hat gerne gemalt. Nicht sonderlich gut, aber gerne. Ritter und Drachen meistens. Oder Ritter und Dinosaurier. Manchmal seine Freunde, seine Familie.

Auf einem Bild hatte Kilian sich selbst gemalt im gestreiften Schlafanzug. Daneben Isabelle und Sönke, wenigstens vermutete Sönke das. Daneben auf der anderen Seite Jesus am Kreuz.

Sönke hatte lachen müssen, als er das Bild das erste mal sah. Das war am Samstag vor Ostern gewesen und morgens war eine Frau von der Kirche in der Klinik gewesen und hatte Kindergottesdienst gemacht.



Karfreitagspredigt über Johannes 19, 16-30

„Warum lachst du Papa?“ fragte Kilian. „Na hör mal, Kilian, so wie dein Jesus die Augen aufreißt. Und hängt ihm da nicht sogar die Zunge aus dem Mund?“ „Der stirbt gerade. Das ist ernst!“ „Aber ein wenig komisch ist es schon!“ sagte Sönke. „Nein traurig“, sagte Kilian.

„Das hast du sehr schön gemalt“, sagte Isabelle. Und später, als sie alleine waren: „Sind die hier von Sinnen, den Kindern hier ausgerechnet die Sache mit der Kreuzigung vorzulesen?“ „Gehört doch mit dazu“, hatte Sönke gesagt.

Jetzt sah er sich das Bild noch mal in Ruhe an. Ein bisschen komisch sah es noch immer aus. Sein Sohn war wahrscheinlich der einzige Künstler, der den sterbenden Jesus je mit heraushängender Zunge gemalt hat. Obwohl das dem wahrhaftigen Anblick damals wahrscheinlich näher kam, als manches echte Kunstwerk, das in einem Museum hing. Egal.

Zum ersten Mal fiel ihm auf, dass er und Isabelle etwas abseits von Kilian standen. Er und Isabelle ganz dicht beieinander. Sie hielten sich sogar an der Hand. Aber Kilian stand ein gutes Stück davon weg in der Bildmitte. Außerdem: Isabelle und er sahen aus dem Bild heraus den Betrachter an. Ihre Gesichter lächelten. Kilian sah zu Jesus.

Jesus sah zu Kilian. Es sah so aus, als wären die beiden Sterbenden sehr interessiert aneinander.

Kilian hatte während der letzten sechs Wochen gewusst, dass er bald sterben würde. Spätestens auf der Kinderstation war der Tod sowieso allgegenwärtig. Marie aus 403, Patrick aus 416, Nesrin aus der 410 hatten es nicht geschafft. Weinende Eltern sowieso ständig überall.

War Kilian also etwas an seinen Jesus rangerückt, als es ernst wurde? Als es richtig traurig wurde? Etwas weiter weg von Isabelle und Sönke und etwas näher hin zu ihm?

Sönke war kein besonders religiöser Mensch. Er verließ sich lieber auf das, was er konnte und das, was er sah. Aber genau deshalb kam er ja jetzt auch nicht mehr weiter. Der Gedanke, dass er von nun an sein ganzes Leben ohne seinen Jungen leben müsse, raubte ihm schier den Verstand. Und nichts konnte er daran noch ändern.



Kilian war da aus einem anderen Holz geschnitzt gewesen. Isabelle hatte es ihm beigebracht und Kilian hatte fleißig gebetet jeden Abend. „Lieber Gott, mach mich fromm, dass ich in den Himmel komm.“ Und wenn Sönke den Kleinen ins Bett brachte, dann hatte er mitbeten müssen.

Dabei hatte das Wort „fromm“ für Sönke keinen guten Klang. Und dass es so einen Himmel gab, daran hatte Sönke seine Zweifel. Kilian anscheinend nicht.

Auf dem Bild klaffte eine Lücke zwischen dem gemalten Kilian und den gemalten Eltern. Genau das traf Sönkes Gefühle ganz gut. Vorher waren sie als Familie immer eine Einheit gewesen. Und die war durch Kilians Tod nun zerstört. Und es gab nichts, womit sich das wieder hätte kitten lassen.

Aus. Vorbei. Kilian war weg. Ein für allemal.

Aber auf diesem Kinderbild war Kilian nicht weg. Er war nur irgendwie ein Stück weiter weggerückt von seinen Eltern. Hatte sich aufgemacht auf einen Weg, den Sönke und Isabelle nicht mitgehen konnten. Aber trotzdem war Kilian offensichtlich nicht allein.

Sönke hatte sich immer gefragt, warum die Kirche auf die Schnapsidee gekommen ist, Jesus am Kreuz zu ihrem alles überragenden Symbol zu machen. So ein trauriger, niederschmetternder Anblick. Hätte man da nicht was Schöneres finden können?

Aber der gemalte Kilian schaute zu dem gemalten Jesus. Traurig und ernst. Vielleicht weil Kilian gemerkt hat, dass es für ihn selber ernst wurde. Und die Vorstellung, dass es Jesus auch so ging, hat ihn getröstet.

Die Sterbenden müssen fort und die Lebenden bleiben zurück. Das ist unbeschreiblich schlimm. Aber – so sieht es aus auf diesem Bild – die Sterbenden verschwinden nicht ganz. Und sie sind nicht allein. Jesus am Kreuz ist auch dann immer noch für sie da.

Sönke hat keinen blassen Schimmer, ob Kilian das hatte malen wollen. Ob er überhaupt so tiefsinnige Gedanken dabei gehabt hat. Doch es ist im Prinzip ja auch egal, ob ein Achtjähriger das so erfassen kann.



Karfreitagspredigt über Johannes 19, 16-30

Auf jeden Fall findet Sönke auf dem Bild etwas, das ihn anspricht. Etwas, das er selber gerne glauben möchte: Dass sein geliebter Sohn, den er so schmerzlich hergeben musste, immer noch geborgen ist.

Dass Gott durch diesen Jesus immer noch da ist, auch wenn einer gestorben ist. Und dass sich dieser Jesus um Kilian kümmert, wo es so bitter ernst und so abgrundtief traurig ist. Es ist so absolut nötig, dass jetzt immer noch einer für Kilian da ist. Jetzt wo Sönke und Isabelle das nicht mehr können.

Dieser Gedanke befreit Sönke von einer zentnerschweren Last.

Er starrt auf die Kinderzeichnung.

Er findet darauf etwas wieder, was ihn selbst ein wenig aufrichten kann.

Wäre es nicht wunderbar, wenn das mit dem „in den Himmel kommen“ auch funktionieren würde? Die Chance, dass sie alle noch mal zusammenkommen? Und hängt das mit diesem Jesus am Kreuz zusammen?

Jetzt fängt auch Sönke an zu weinen. Er hat nicht mehr das Gefühl, alles mit Gewalt zusammenhalten zu müssen. Dass er alles hinkriegen muss.

Er sieht auf dem Bild, worauf sein Sohn geschaut hat. Auf den Jesus, der auch alles durchgemacht hat. Kilian war nicht ohne Hoffnung und Sönke braucht das auch nicht sein.

Sönke erinnert sich an schöne Augenblicke mit seinem Sohn. Und diese Erinnerungen sind ein Schatz. Aber sie sind keine Verpflichtung. Du musst Kilian mit deinen Erinnerungen nicht am Leben halten. Jesus und Gott erledigen das für dich.

Sönke steckt das Bild in eine Prospekthülle. Damit geht er die Treppe hoch ins Schlafzimmer. Isabelle tut so, als würde sie schlafen, ist aber noch wach. Sönke legt sich neben sie und streicht ihr eine Haarsträhne aus dem Gesicht. „Mach das Licht noch einmal an“ sagt er ganz leise. „Ich will dir etwas zeigen.“

Amen.

Mitglieder der Jury des Predigtpreises 2015



Vera Krause, Dipl. Theol., Missionsdirektorin, Berlin

Pfarrerinnen Dorothee Löhr, Mannheim

Pfarrer Dieter Hacker, Ministerialdirektor a. D., Bonn

Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost, Schloßkirchenprediger,
Vorsitzender der Jury, Bonn

Pfarrer Dr. Peter Seul, Kaarst

Prof. Dr. Jürgen Werbick, Münster

Karsten Matthis, Dipl. Theol.,
Projektleiter Ökumenischer Predigtpreis, Wachtberg

